

### Zwangswirtschaft

„Das Jahr 1915“, urteilt Ludendorff, „schloß mit einem Plus für uns ab.“

Plus: der schon halb niedergebogene, taumelnde, blutgeblendete russische Riese, dem die masurischen Wälder, die polnischen Sümpfe, die galizischen Berge und Flüsse gespenstig vor den Augen tanzen.

Plus: die großen, stillen Leichenfelder von Gallipoli, auf denen nur noch die Schakale um die Holzkreuze von 100 000 weißen und farbigen Briten und Franzosen greinen.

Plus: das wie von einem Arzt mit einem raschen Lanzettenschnitt geöffnete Blutgeschwür Europas: Serbien.

Plus: in die Ohren der Italiener immer wieder am blutgeröteten Isonzo das Gebrüll der österreichischen Haubiken: „Vis hierher und nicht weiter!“

Plus: im Westen vom Fels zum Meer trotz Feuerwalze im Frühling, trotz Granatenhagels im Herbst, unerschüttert die deutschen Schützengräben.

Italien drüben beim Feind! Dafür der Bulgare mit uns im Bunde! Der Balkan gesteift, dessen kriegsentscheidende Bedeutung die Falkenhaynsche Heerführung vielleicht erkannte, aber nicht durch volle Maßnahmen zu befriedigen vermochte. Westfront und Balkan bedingten sich gegenseitig im Ziel des Endsegs und beanspruchten doch wieder gegenseitig voneinander die drüben erforderlichen Kräfte.

Alles in allem: In den ganzen 4 Jahren des Völkerringens hat Deutschland niemals so gut dagestanden wie um diese Jahreswende. Militärisch und zu Lande! Aber nicht wirtschaftlich und zur See!

Das sind die beiden großen Minuszeichen über Nordsee und Atlantik: England und die Hungerblöckade. Amerika und der U-Boot-Krieg!

Zähnefletschend wie eine Bulldogge führt England den Seekrieg um kondensierte Kindermilch, Chinin, Verbandwatte als Konterbande. Kaum, daß später ausnahmsweise den Norwegern gestattet wird, etwas Lebertran für kranke Kinder nach Deutschland zu schicken.

„Ganz offenkundig und ganz rücksichtslos“, schreibt, eben jetzt zum Reichsinnenminister ernannt, Karl Helfferich, „ging England darauf

1915/1916

22. Mai 1916

aus, die Kriegsführung zu unterstützen durch eine wirtschaftliche Erdrosselung des deutschen Volkes. Durch die Abschnürung der Zufuhr von Nahrungsmitteln sollte Deutschland ausgehungert und zur Übergabe gezwungen werden. Dabei handelte es sich für England nicht nur um ein Kriegsmittel, sondern klar erkennbar um einen wesentlichen Kriegszweck: Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft sollte den tödlichen Streich erhalten! Die Vernichtung jeder deutschen geschäftlichen Betätigung, jeder deutschen Wirtschafts- und Kulturarbeit, die für den britischen Arm überhaupt erreichbar war, gibt davon beredtes Zeugnis. Der britische Vernichtungswille kannte keine Schranken, weder in geschriebenen Sagungen noch in der ungeschriebenen Völkermoral, weder im menschlichen noch im göttlichen Recht."

Gegen den Hungertod über See gab es den Tod aus der Tiefe. Aber wirklich aus der Tiefe. Ohne selbstmörderisches Aufstauchen des U-Boots, Parlamentieren und Durchsuchen. Sollte der jetzt ganz eingeschlafene U-Boot-Krieg zu tödlicher Wirkung erwachen, so mußte er unbeschränkt sein, das heißt auch alle Neutralen ohne weitere Warnung treffen, die trotz allgemeiner früherer Warnung friedlich in der Kriegszone herumplätscherten. Das aber würden unbelehrbar die Amerikaner tun. Unbeschränkter U-Boot-Krieg hieß Krieg mit Amerika.

Bethmanns Schredgespenst! Der ewig Unentschlossene kommt nur zu dem Entschluß: Kein deutscher U-Boot-Krieg, aber dafür englische Blockade! Deutschland soll sehen, wie es sie aushält!

Das ganze Jahr 1915 war, von der Brotkarte abgesehen, von der deutschen Bürokratie in Dingen der Volkernährung ziemlich ungenügt vertrödelt. Jetzt befällt auf einmal wie ein Schüttelfrost die Kriegswirtschaft den Volkskörper. Doch auch sie brachte keine Rettung, konnte sie nicht bringen, weil man versäumt hatte, beizutreten die nötigen Voraussetzungen dafür zu schaffen. Als 25 Jahre später der nationalsozialistische Staat sich vor eine ähnliche Aufgabe gestellt sah, erreichte er es, daß dank seiner klugen Vorsorge die notwendigen Dinge, wenn auch diese und jene in knapper, so doch immerhin ausreichender Menge vorhanden waren. Überdies war das ganze Volk in jahrelanger Aufklärungs- und Schulungsarbeit im Gemeinschaftsgeist erzogen und brachte daher den unvermeidlichen behördlichen Anordnungen viel mehr Verständnis und Bereitwilligkeit entgegen.

Die Kriegswirtschaft war also unbedingt nötig. Sie hätte schon lange kommen müssen. Aber in anderer Form. Unter den gegebenen Verhältnissen vielleicht durch Selbstverwaltung. Freilich mangelte es an Männern. Sie waren im Feld. Sie wurden zur Wirtschaftsordnung draußen in den großen eroberten Ländermassen, in Belgien, Nordostfrankreich, Russisch-Polen, Litauen, Kurland, gebraucht. Sie waren daheim in der Rüstungsindustrie nötig.

Trotzdem hätten sich noch Menschen des praktischen Lebens, auch unter den Frauen, zur Not genug gefunden, um den Behörden sachlich beratend und seelisch aufklärend zur Seite zu stehen, statt daß man Wohl und Wehe nervenzitternder, hungernder Millionen in welt- und wirtschaftsfremde Schreibstuben verlegte.

Hauptfehler: Der Jurist ging von den Rechtsbegriffen des Friedens aus. Er betätigte sich an dem Trugbild einer Normalwirtschaft, die man mit Richtlinien, Verordnungen, Verfügungen „von hoher Hand“ nach Bedarf modelte und die dem Druck von oben nachgab, weil sie nachgeben konnte. Jetzt, in der eisernen Notwendigkeit des Krieges, konnte sie das nicht. Sie hatte ihre eigenen Gesetze, die ihr der Mangel an Menschen und Mitteln aufzwang. Auch die väterlichsten Mahnschreiben städtischer Behörden zauberten nicht den Kaufherrn aus der polnischen Etappe in sein Kontor, die schroffsten Erlasse Stellvertreter der Generalkommandos nicht den Bauern aus dem flandrischen Schühen-graben auf seinen Acker.

Was macht das Wirtschaftsleben? Es weicht aus. Die Verordnungen gehen daneben in die Erde. Vorn regiert der „Assessor“, „hinternum“ geschehen im Selbsterhaltungstrieb tausend Dinge zwischen Himmel und Erde, die er nicht ahnt oder nicht ändern kann.

Der Grundsatz von 1913: Befohlen ist geschehen! Das Echo von 1916: Befohlen ist nicht geschehen, weil der Befehl auf Friedens- statt Kriegsvoraussetzungen beruht.

Im Frieden konnte man einen Hundertmarkschein überall in blanke Goldstücke einwechseln. Im Krieg hieß es: „Mark ist Mark!“ Der in beliebigen, für die Kriegsanleihen und die Kriegsführung unerlässlichen Milliarden zu drückende Hundertmarkschein war Geld an sich. Nach dem Krieg, nach dem Sieg, hoffentlich wieder in Gold einlösbar! Für die damalige, ganz kapitalistisch ausgerichtete Wirtschaftsordnung eine durchaus berechtigt erscheinende Frage. Man finanzierte, mit Recht, durch die Hoffnung auf Sieg den Krieg. Aber je eifriger die Notenpresse stampfte, desto näher rückte, nicht nur unter den längst Wissenden, die Frage, ob denn, auch im Fall des Siegs, nach dem Krieg genug Goldberge vorhanden sein würden, um diese Banknotenberge zu ersehen. Der leise Zweifel daran erzeugte eine beinahe unbewußte seelische Geringsschätzung des Papiergebdes in der Hand des Käufers. Er legte es leichtlich für Ware auf den Ladentisch. Wenn die Ware auch heute teurer war als gestern, so hatte man dafür doch etwas von realem Wert. Und morgen kostete die Ware vielleicht schon wieder mehr. So begannen die Preise zu klettern. Der Staat, der durch die Notenpresse doch eben diese Akrobistik erzeugte und erzeugen mußte, glaubte mit einem Ukas „Die Ware kostet soundso viel!“ die Preise wieder herunterholen zu können wie Buben vom Apfelbaum. So entstanden die amtlichen Höchstpreise, zuerst für Gemüse, Richtpreise für Schweinefleisch, für Fische.

25. Jan. 1916  
9. Febr. 1916  
1. Mai 1916

Die erste Folge war, daß die Ware vom Markt verschwand und hinter dem Rücken einer hohen Obrigkeit noch teurer, nach dem privatwirtschaftlichen Verhältnis von Angebot und Nachfrage, wieder aufstachte. Zweitens waren nur einzelne Warenreihen mit Höchstpreisen bestraft und schmolten im Winkel. Dafür stiegen die frei gebliebenen Nachbargattungen in groteskem Mißverhältnis.

Es kostete zum Beispiel späterhin ein greifbares wildes Kaninchen viel mehr als ein unauffindbarer, noch so schöner Hase. Eine junge Saatkrähe in der Hand des Verkäufers mehr als eine auf dem Markt nicht vorhandene Mästtaube.

So ging das nicht. Das erkannte auch der neugegründete **Beirat für Vollsernährung**. Man entschloß sich, wie das bei dem Brotgetreide schon vor einem Jahr mit großem Erfolg geschehen, zur öffentlichen Beschlagnahme und Bewirtschaftung aller wichtigen Waren dieser Welt und zu ihrer gleichmäßigen Verteilung auf jeden Kopf der Bevölkerung durch ein System von Bezugskarten und Bezugsscheinen.

„Die Festsetzung von Höchstpreisen“, schreibt der damalige Staatssekretär des Innern (Reichsinnenminister) Helfferich, „allein konnte die Aufgabe [damals] nicht lösen. Eine gesetzliche Preisfestsetzung schaltet den Preis als Regulator von Angebot und Nachfrage aus, ohne einen andern Regulator an seine Stelle zu setzen. Das System der Höchstpreise bedurfte mithin sofort, wenn es das Zusammenbrechen der Versorgung nicht geradezu beschleunigen sollte, der Ergänzung durch weitergehende Maßnahmen. Auf fast allen Gebieten kam man von Teileingriffen zur zentralen Bewirtschaftung. So bekamen wir die Reichskartoffelstelle und Reichshülsenfruchtstelle, die Reichsstelle für Gemüse und Obst und die Reichszuckerstelle, die Reichsfleischstelle und die Reichsstelle für Speisefette, die Reichsverteilungsstelle für Eier und den Reichskommissar für Fischversorgung. Viele von diesen Reichsstellen umgaben sich mit einem Kranz von Kriegsgesellschaften für alle möglichen Spezialgebiete, für Sauerkraut wie für Leichfische und Ale.“

Zuerst entstand so die Butter- und Fettkarte und mit ihr im Laden das wegen seiner Schnipplichkeit verhaftete „Butterfräulein“. Dann die Verordnung über Kuchenbacken, Süßigkeiten und Schokolade. Es folgt die Beschlagnahme aller Bekleidungstoffe, Wäsche, Unterkleider durch die Heeresverwaltung. Der Branntwein wird bewirtschaftet. Die Papiervorräte gereicht für 3 Zwecke, für Zeitungspapier, Sandsäcke im Schützengraben und rauchloses Pulver, eingeteilt.

Bald darauf wird das **Kriegsernährungsamt** errichtet und dem bisherigen Oberpräsidenten von Ostpreußen, v. Batocki, unterstellt. Es wird ein **Kohlenkommissar** eingesetzt. Dann kam die Seifenbewirtschaftung und als ein bedeutsames, kaum 5 Zentimeter im Biered messendes gelblich-weißes Stück Papier — die **Fleischkarte**.

8. Januar  
1915

8. Dezember  
1915

16. Dezember  
1915

1. Februar  
1916

15. April 1916

18. April 1916

22. Mai 1916

21. Juli 1916

26. August  
1916

Allmählich wurde fast alles von der öffentlichen Hand erfaßt: Bollmilch, Magermilch, Sahne, Erbsen, Süßstoff, Haferflocken, Bohnen, Speisestirup, Kaffee-Ersatz, Graupen, Grieß, Petroleum, Brennspiritus, städtische Weihnachtsgänse — alles erhält man nur auf Karten, meist in geringen Mengen, bei dem Kaufmann, bei dem man als Kunde eingetragen ist. Vor den Läden ordnen sich weit die Straße hinaus bei Wind und Wetter die Schlangen der Käufer, die berühmten „Polonäsen“. Jetzt erkennt man wieder den vergessenen Sinn des Worts „Eine Ware erstehen“! Es heißt jetzt anstehen, so früh wie möglich, damit man noch etwas erwischte. Die Kriegerfrau, die für ihren Mann das verwaiste Lädchen führt und für die kleinen Kinder daheim kochen müßte, vertut Stunden um Stunden täglich im Warten vor den einzelnen Geschäften, bis sie endlich alles beisammen hat, wozu ihr die Karten und die Belehnntmachungen an den Litsfaßsäulen Anrecht geben.

Zuweilen sonderbare Dinge: Die Holländer schicken plötzlich hinter dem Rücken der Briten eine Masse Austern. Ihre Fischer wollen auch etwas vom Krieg haben! Also eht Austern! Die Schweizer bescherten uns goldene Uhren. Ihre Uhrmacher möchten auch verdienen! Also kauft Uhren! Dann gibt es das nächstmal Räse, wenn es der Engländer nicht merkt!

Das Furchtbare nur an dieser ganzen, mit deutscher Methodik pünktlich wie eine Maschine leuchenden und stampfenden Kriegsversorgung: sich ihr zu entziehen war nur eine Frage des Geldbeutels! Man konnte sich durch den Schleichhandel beinahe alles auch ohne Karten beschaffen!

Sittenstreng hinterher ist leicht. Wer damals für die Alten in der Familie, für die Frau und namentlich für die Kinder unser tägliches Brot zu beschaffen hatte, der empfand unter den damaligen Verhältnissen, wo selbst das Allernotwendigste und Lebenswichtigste auf reguläre, ehrliche Weise einfach nicht zu haben war, das „Hamstern“ als sittliche Pflicht gegenüber seinen Liebsten und Nächsten. Er hatte ja Geld! Geld wurde ja in Masse gedruckt. Auf dem Lande lachte bar Geld bei dem Bauern, der an den staatlichen Enteignungspreisen seiner Butter, seiner Eier, seiner Schinken und Kartoffeln so gut wie nichts verdiente. Reißend breitete sich der Schleichhandel aus, ähnlich wie zur Zeit der Prohibition der heimliche oder beinahe öffentliche Vertrieb von Alkohol in den Vereinigten Staaten. Niemand fand etwas daran. Man sprach ganz offen davon. Damen tauschten Adressen ihrer Lieferanten aus. Beurlaubte Feldgräue hausierten mit belgischer Seife von einer Wohnungstür zur andern. Von Passanten mitgebrachter polnischer Zucker wurde auf offener Straße von fliegenden „Bonbonküchen“ zu Pralinen verarbeitet. Richter, die einen beim Hamstern erwischten Familienvater aburteilen sollten, erklärten sich für besangen, weil sie selber sich ebenso versorgten, und erhielten 3fache öffentliche Kartenrationen, um ohne Gewissensbisse ihres Amtes zu walten.

Den Schaden hatte der „kleine Mann“, der kein Geld und keine Verwandten auf dem Lande besaß. Namentlich in den Industrievororten wuchs die Not. Hier waren es wieder die Leitungen der großen Kriegs-

betriebe und die Gewerkschaften, die von Rittergütern her ihren Tausenden von Arbeitern Zulage an Wurst und Fett besorgten. Der Staat drückte notgedrungen die Augen zu. Die Kriegswirtschaft war bald wie ein Augelsang durchlöchert.

„Ich bin auch heute noch der Meinung“, schreibt Helfferich, „daß auf manchen Gebieten die Zwangswirtschaft [in der damaligen Form] weit mehr geschadet als genutzt hat, daß sie die Produzenten verwirrte und verärgerte und so die Produktion lähmte, daß sie große Mengen leichtverderblicher Nahrungsmittel verkommen ließ, so daß in der Endwirkung Erzeuger und Verbraucher zu kurz kamen. Den allergrößten Nachteil aber sehe ich darin, daß die Überspannung der zentralen Bewirtschaftung den wucherischen Schleichhandel geradezu großzüchtete. Wenn auf der einen Seite die Kontrollmöglichkeit gering, auf der andern infolge der Überreibung des Systems die Versuchung zu seiner Durchbrechung übermächtig ist, dann gibt es kein Halten. Auch nicht durch Strafen. Im Gegenteil, indem die Strafen das Risiko des Schleichhandels erhöhen, steigen die Schleichhandelspreise. Nach meiner Überzeugung wäre hier weniger mehr gewesen. Aber jeder Widerstand [gegenüber dem Kriegsernährungsamt] war vergeblich.“

Aus diesem Sumpf des Schleichhandels erhebt sich im Lauf des Krieges gigantisch wie ein Saurier der Urzeit der Schieber. Eigentlich der Verschieber. Er befaßt sich nicht mit Kleinigkeiten — quietschenden Ferkeln im Rucksack, Eiern unterm Hut. Er umgeht das Gesetz en gros — in Waggonladungen voll Leder, Lebensmitteln, Tuchen. Diese Güterwagen müssen auf dem Rangierbahnhof scheinbar aus Versehen auf ein falsches Gleis verschoben werden und aus dem Gesichtskreis des „Ernährungsdiktators“ und der Kommunalverbände verschwinden. Metallischer Jüngenschlag in dem nächtlichen Gedränge dunkler Gruppen um den Weichensteller da draußen. Auf irgendeiner Station wird dann der Wagen auf Grund falscher Papiere entladen.

So wird „Raffle“ reich — der deutsche Schieber — so sein Kollege „Pollal“ in Österreich. So auch der „Pescecan“ — der Haifisch — in Italien. Je höher Raffle und Pollal steigen, desto größer ihr Gefolge von Helfershelfern in Bauernhof und Kaffeehaus und Amtsstube. Ein Gewimmel von Blutegeln am hungernden Körper des deutschen Bürgers. Bitter, aber wehrlos seine spöttische Wit: „O schieb' solang du schieben kannst!“ Oder: „Verschiebe nie etwas auf morgen, was du heute verschieben kannst!“

Aber nicht von diesen Schusterles groß und klein, die ihm das Blut aussaugen, droht Deutschland die Hauptgefahr der englischen Blockade. Diese Aushungerung saugt, indem sie den Leib ausmergelt, an der Seele. Sie lenkt vom Krieg ab. Sie wendet den Blick von der „Nibelunge nöt“ da draußen auf die kleine, aber drängende Not daheim. Es ist nicht mehr nur die Frage: „Werden wir siegen?“ sondern auch: „Wo bekomme ich hintenherum Mehl?“ Die matte und tatenlose Reichsregierung hat es versäumt und versäumt es immer noch, dem Volk ein klares Kriegs- und Friedensziel zu nennen, an das sich die Einbildungskraft in Anwandlungen

von Kleinmut klammern könnte. Die Verteidigung Deutschlands gegen seine Feinde? Ja! Aber für den militärischen Laien, für die Frauen, stehen ja alle unsere Heere siegreich tief in Feindesland! Es droht keine Gefahr mehr.

Hier hätte man dem Volk die Augen über die Gefahr öffnen müssen — nicht durch das Friedensangebot zu Ende dieses Jahres, sondern indem man dreist den Teufel, das Hungergespenst, an die Wand malte und eben dadurch alle guten Geister Deutschlands wachrief, statt sie ewig durch Strafandrohung und Entmündigung lahmzulegen. Dadurch, daß man Eltern, die für ihr Liebtestes draußen bangten, wegen irgendeines unwesentlichen Verstoßes wie Kindern strafweise die Zuckerkarte entzog, erzeugte man nur matte Müde. Und diese matte Müde wohnte auch sonst in weiten Schichten des Bürgertums, in dem sie sich im Denken, Reden und Handeln dem kategorischen Imperativ der moralischen Kriegspflicht entzog, zu dem sich jeder daheim hätte verbunden fühlen müssen. Das deutsche eigenbrötlerische Einzeldenken, das sich so schwer dem Staatsbegriff und der Staatsnotwendigkeit unterordnete und aus dem Deutschen den unpolitischsten aller Menschen mache, entfaltete sich manchmal in einer erschütternd müden Selbstsucht — unbelehrt und ungeführt von dem *Hauptschuldigen*, dem Staat.

Dezember 1918

Und es war doch noch soviel, so unendlich viel in Deutschland zu einem neuen „Sturm des Herrn“ zu entfachen, wenn nur der rechte Mann kam. Es war ja immer noch solch eine herrliche Stimmung in dem herrlichen deutschen Volk! Und manch einem wurde das Auge feucht, wenn er so oft das Bild des ausziehenden Landstürmers sah: der bärige Vater führte an der Hand das Bübchen mit bis zum Bahnhof und neben ihm, außerhalb der Kriegerreihen, schritt seine Frau und trug ihm das mit einem Blumensträuschen geschmückte Gewehr. Und dann ging sie heim, die Kriegerfrau, und nahm tapfer allein den Kampf mit dem Leben auf.

### 35

#### Die Frau

Und daheim wartet das Lädchen. Der Mann war bisher die Seele vom Geschäft. Sie, die Frau, hat vielleicht geholfen, die Kunden bedienen. Aber jetzt kommen die Geschäftsreisenden mit ihren Kluftstöfferchen, der Steuerbote mit der Gewerbesteuer. Der Briefträger mit dem fälligen Wechsel.

Und da ist das leere Kontor, durch dessen Fenster man überm Hof die Fabriksteine sieht. Da hat einer gesessen und dictiert und telefoniert und disponiert. Und auf dem Bürotisch häufen sich die Zuschriften der Behörden, der Rechtsanwälte, der Geschäftsfreunde.

Da ist — wo ist ein Ort in Deutschland, wo nicht der Mann fehlt? Nur in den kriegswichtigsten Betrieben sind sie noch da: die Munitionsarbeiter, die Bergleute, die Lokomotivführer. Sonst ist alles draußen. Nicht nur bis zum 45. Lebensjahr. In den höheren Schichten ist fast alles hinaus — bis zum biblischen Alter —, was sich noch irgendwie da nützlich machen kann. Man sieht an der Front greise Jünglinge mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse von 1870 und daneben das von 1914.

Daheim aber geht der Ruf durch Deutschland: Frauen an die Front! Seit Jahrzehnten gibt es eine Frauenbewegung. Sie ging vorwiegend auf geistige Werte. Jetzt drängt das praktische Leben. Die Frau wird gar nicht gefragt, ob sie sich bewegen will. Sie muß es. Sie will es. Sie kann es. Sie bringt viel mehr Tatkräft, Einsicht und Ausdauer mit, als die Voredner der vier A der Frau — Kirche, Kinder, Küche, Keller — ahnten.

Die Frau hat einfach selbständige zu sein, und sie wird es.

Der Staat rüstet seine Mädchen in Uniform oder Frauen in Uniform mit der Dienstkleidung der Beamten aus: auf der Straßenbahn, auf den Berliner Stadtbahnköpfen. Für die Kräfte der Gepäckträgerinnen wird das Höchstgewicht der Koffer auf einen Zentner beschränkt.

Weit auf — noch viel weiter als bisher — öffnet der Staat die Tore der Munitionsfabriken.

Da strömt hinein, was verdienen will — Kriegerfrauen, die sich einen Zufluss zur Staatsunterstützung erwerben — entlassene Hausangestellte — auch aus dem höheren Bürgerstand, nachdem der Hausherr weg ist — Schreibmaschinenfräulein aus den als kriegsunwichtig geschlossenen Betrieben — Verkäuferinnen aus den Läden, deren Schaufenster aus Mangel an Waren allmählich leer werden.

Der Staat, die Gemeinden errichten Suppentüchen. Mit der Schöpfkelle stehen die wohltätigen Frauen der Oberschicht. Die Töchter als Pflegerinnen im Lazarett daheim oder als Hilfsschwestern draußen in Ost und West, auf dem Balkan und in Flandern. Beim Einzug der heimkehrenden Truppen durch das Brandenburger Tor in Berlin fuhren noch Schwestern auf den Prozessen der Geschütze zwischen den Feldgrauen mit.

Die härteste Last auf den Schultern der Landfrauen.

Sie haben immer auf dem Felde mitgeholfen. Aber die ganz schwere Arbeit taten Bauer und Knecht. Die sind jetzt an der griechischen Grenze oder am Rigaischen Meerbusen. Die Pferde leuchten vor Munitionskolonnenwagen in der Champagne. Greise, Mädchen, Kinder müssen die Sense schwingen, hinter Ochsen oder Kühen den Pflug führen, mit dem Stier an der Stallkette fertig werden — immer unter Strafen, Drohungen, Enteignungen, Buttermaschinenversiegung, Zuckerrentziehung der Kommunalverbände. Niemals ein Wort der Anerkennung, des Dankes. Alles Interesse der Kriegswirtschaft gehört der Rüstungsindustrie und ihren Gewerkschaften, deren Führer, darunter auch be-

sonnene Männer, wie der Bergmann Otto Hué oder der Drechler Karl Legien, allein es verhindern oder verkürzen können, daß die Munitionsarbeiter streiken und, wie in Spandau, wochentags in der Havel fischen, während draußen die Kanonen donnern.

„Flieg, Käfer, flieg! — der Vater ist im Krieg!“ Jetzt noch singen die Kinder auf der Straße die uralten Reime aus dem Dreißigjährigen Krieg. Da draußen haben alle Nationen ihren „unbekannten Soldaten“. Daheim hat Deutschland die „unbekannte Frau“ — die namenlose Helden des Weltkriegs.

Die Frau, die sich über Nacht wirtschaftlich und geistig auf sich selbst gestellt sieht. Sie trägt plötzlich zur Sorge für die Familie auch noch die Berufspflicht dessen, der sie bisher im Leben betreute und führte . . . der, wenn er abends heimkam, vielleicht gar nicht gern von seinen Geschäften sprach. Es ist erstaunlich, wie schnell manche Frauen aller Stände ihre Begabung für die Wirtschaftlichkeit draußen entdeckten und sich in Fachfragen, Behördenverkehr, Umgang mit Menschen hineinarbeiteten. Manche helle Köpfe zwinkerten sich vielleicht sogar vielfagend zu: „Es ist gar nicht so furchtbar schwer, wie sich die Männer immer angestellt haben!“ Und es ist doch sehr schwer in schwerer Zeit. Und deren Probe haben die deutschen Frauen im Krieg bestanden.

„Und wehret den Knaben!“

Da sah sich schon im Frieden die Mutter am Ende ihrer Macht, wenn die Sprößlinge die Flegeljahre erreichten. Da tat der Vater oder der Erzieher not. Die fehlten nun. Und mählich rückte, um die Mitte des Krieges, ein teilweise zuchtloser Jahrgang nach. Noch sind diese jetzt 15- oder 16jährigen nicht wehrpflichtig. Aber sie bilden eine kommende Gefahr. Sie arbeiten als Lehrlinge in den Munitionsfabriken oder über Tag im Bergbau und werden von dem Margismus verseucht. Sie gehen auf den Bürgersteigen der Städte niemandem aus dem Weg und sind ganz verblüfft, wenn sie einmal von einem Heimatturlauber eins hinter die Löffel kriegen. Mit ihnen kommt im letzten Kriegsjahr jener den Lebensnerv des Krieges gefährdende Nachschub angehender junger Novemberlinge an die Front, die den pflichtstiller Heerbann der Veteranen draußen mit dem Geheul „Streitbrecher!“ begrüßen.

Die Nerven der Frau im Krieg, die draußen ihr Liebstes wußte! 4 lange Jahre Tag und Nacht um den Mann, den Sohn, den Bruder, den Vater bangen! Jeden Augenblick, Hunderte von Tagen, mehr als tausend Tage, auf den furchtbaren Feldpostbrief gefaßt sein, der die Todesnachricht bringt! Und dabei die Kinder erziehen, die laufenden Geschäfte besorgen, Schlange stehen — wohmöglich andere trösten — wahrlich: diese Millionen von Kämpferinnen der Heimat tragen keine Schuld, daß das Kriegsglück sich von Deutschland wandte. Das liegt an denen, die in Deutschland im trüben Sinn des Worts „alte Weiber“ waren, aber nicht an den Frauen und nicht an der Front. Und vor allem nicht an der deutschen Frau als Gattin und Mutter, die ihren Mann und ihre

Söhne an der Front wußte . . . und verlor . . . und die ihr Schicksal oft mit einer wahrhaft spartanischen Größe, mit einem gläubigen Aufblick zum Vaterland, trug. Der deutschen Gattin und Mutter, der unbekannten Helden des Krieges, sei in Ehrfurcht gedacht.

### Die Flieger

2. Februar  
1918

In Brest-Litowst notiert gegen Ende des Krieges der österreichische Außenminister Graf Czernin in sein Tagebuch:

„Kürzlich waren die beiden Brüder Richthofen hier. Der Ältere hat etliche sechzig, der Jüngere nur etliche dreißig feindliche Flieger im Luftkampf abgeschossen. Der Ältere hat ein Gesicht wie ein junges hübsches Mädelchen. Er erzählt mir, „wie man das macht! — Es sei sehr einfach, man müsse nur ganz nahe an den feindlichen Flieger heran, von rückwärts, und dann fest schießen — dann siele der andere herunter. Nur müsse der Mensch den „eigenen Schweinehund“ besiegen und sich nicht scheuen, ganz nahe an den Gegner heranzuschießen. Vloderne Helden!“

Bei Beginn des Krieges war es mit der deutschen Fliegerei noch nicht so weit, und Manfred Freiherr von Richthofen noch Leutnant bei den Westpreußischen Ulanen. Das Flugzeug war in den letzten Friedensjahren von der Heeresleitung ein wenig stiefmütterlich behandelt worden, gegenüber dem Zeppelin, auf den man alle Hoffnungen setzte. Sie erfüllten sich leider auf die Dauer nicht. „Das Luftschiff“, schreibt Ludendorff, „schied aus den Kampfmitteln des Heeres aus, es bot zu große Ziele.“

In den Manövern der letzten Vorkriegsjahre noch konnte man hören: „Wenn die Flugzeuge zu hoch fliegen, sehen sie nichts, und wenn sie zu niedrig fliegen, schießen wir sie ab!“

Tatsächlich sind dann im Lauf des Krieges die Flugzeuge, die anfangs kaum 1000 bis 1500 Meter Höhe erreichen konnten, bis zu 7000 Meter aufgestiegen, wo man sie nicht mehr hörte und sah, während sie mit Fernrohren auf der Landstraße ein einspänniges von einem zweispännigen Fuhrwerk unterscheiden konnten, und ebenso sind um diese Zeit die Infanterieflieger, aus ihrem Maschinengewehr Verderben sprühend, 30 Meter über den Köpfen der feindlichen Infanterie dahingebraust, ohne getroffen zu werden.

Natürlich schenkte doch das Heer der neuen Waffe Beachtung. Die Friedensarmee von 1914 zählte bereits 4 Fliegerbataillone. Ihre Albatros-Zweidecker und die Rumplertauben hatten eine Höchstgeschwindigkeit von 90 Kilometer in der Stunde, während im letzten Kriegsjahr die D 7-Fokker es auf 250 Kilometer brachten, und waren mit ihren 50- bis 70pferdigen Motoren den 100pferdigen der Franzosen unterlegen. Ebenso an Zahl.

geb. 1892, ge-  
fallen im Luft-  
kampf 21. April  
1918

Ein Maschinengewehr hatte anfangs keiner der beiden Teile. Es waren reine Beobachter. Sie flogen im Krieg über den Linien aneinander vorbei und winkten sich zu. Erst im nächsten Jahr bekam der mitfliegende Beobachter ein bewegliches Maschinengewehr zur Bedienung. Wieder ein Jahr später baute der holländische Ingenieur A. H. G. Fokker für Deutschland das erste starre M.G. ein. Seitdem ist das, inzwischen mit 2 Motoren ausgerüstete, Flugzeug ein Kampfmittel.

„In Sonnenglut gebadet“, beschreibt der Pour-le-mérite-Kampfsflieger Reichsmarschall Hermann Göring, der zweite Nachfolger Richthofens als Führer von dessen berühmter Kampfstaffel, solch einen Holmgang auf Tod und Leben in den Lüften, „lag Lille vor uns. Klare Sicht, soweit wir blicken konnten. Es war ein herrliches Gefühl, durch den strahlenden Morgen dahinzusliegen. Hinter mir folgten im Geschwaderverband zehn Flugzeuge meiner jungen Staffel. Noch stand ich erst wenige Tage an ihrer Spitze.“

Wir waren etwa viertausend Meter hoch, als wir unter uns unser Jagdgebiet erreichten. Unten auf dem Schlachtfeld wilder Kampf, schwerstes Minen- und Trommelfeuер lag auf den zerwühlten Stellungen. Über uns erschien ein Nieuport-Geschwader von zwölf Einheiten. Sie waren schwer zu sehen, die kleinen silbergrauen Jagdmaschinen, geschickt legten sie sich in die Sonne und stießen von dort auf uns herab. Der Kampf begann. Ich passte auf wie ein Luchs, wo irgendeiner der Meinen in Gefahr war, und preschte hin, um ihm Luft zu machen. Da sah ich plötzlich einen Gegner über mir. Vorsichtig pirscht er sich aus der Sonne heran, um mich von hinten oben abzuschießen. Ich lasse ihn herantkommen. Er hat die taktisch bessere Lage, ich die stärkere Maschine und den günstigeren Wind. Er stößt wie ein Habicht auf mich herunter. Darauf hatte ich gewartet, ein wenig drücke ich meine Maschine abwärts, reiße sie dann blitzschnell herum und ziehe gegen ihn hoch, gleichzeitig das Feuer aus beiden Maschinengewehren eröffnend. Meine Garbe liegt gut. Denn sofort läßt er sich abtrudeln, um aus ihr herauszukommen. Er trudelt an mir vorbei, und nun seze ich mich ihm in den Nacken und drücke ihn durch mein Feuer abwärts. Eine wilde Kurbelei beginnt. Rechts herum, links herum, Loopings, Turns, Hochreisen der Maschine und gleichzeitig Wiederabrutschchenlassen. Alle Finten und Kniffe werden angewandt. Jeder versucht dem andern in den Rücken zu kommen, ihn zu übersteigen oder die innere Kurve abzugehn, um eine zielsichere Feuergarbe anzubringen. Oft sausen wir so dicht aneinander vorbei, daß man glaubt, wir stoßen zusammen.

Der Engländer fliegt glänzend, gewandt und schneidig, ich sah ihn deutlich in seiner Maschine sitzen. Der Kampf ist rasend, aufregend und anstrengend, keiner will ablassen, jeder hofft bestimmt auf den Sieg. Ich rutsche in einer Kurve ab, und schon hat mein Gegner seinen Vorteil erpaßt und hämmert wütend mit seinen Gewehren auf mich los. Mehrere Treffer schlagen dicht hinter mir in mein Flugzeug. Wieder hämme ich meine Maschine kerzengerade auf und feuere auf den Eng-

1915

geb. 1890  
1916

länder, auch er hat einige Treffer bekommen. Im Sturzflug stürzt er an mir vorbei und sucht fortwährend zu entkommen. Ich stelle meinen Vogel ebenfalls auf den Kopf und jage hinter ihm her. Erneut beginnt er wild zu kurven, um aus meinem Feuer zu kommen. Noch einmal nimmt er den wütenden Kampf auf und versucht mich anzugreifen. Ich habe nur noch wenige Patronen, die müssen sorgfältig angebracht werden. Mit letzter Entschlossenheit werfe ich mich auf ihn, und aus nächster Nähe jage ich ihm neun Schüsse in die Maschine. Er stürzt, sich überschlagend, ab. Dicht über dem Boden fängt er nochmals seinen Apparat und versucht zu landen. Doch die Landung misglückt, seine Maschine zertrümmt. Er selbst wird herausgeschleudert, doch bleibt er unverletzt. Der Sieg ist endlich mein. Der Engländer gefangen, ein erfahrener Jagdflieger, der schon fünf deutsche Flugzeuge abgeschossen hatte. Dankbaren Herzens sage ich mir, daß es besser sei, Mister Slee stehe auf meiner Siegesliste als der achte, statt ich auf der seinigen als Nummer sechs!"

Damals, in der zweiten Hälfte des Krieges, war der deutsche Kriegsflug schon völlig im großen entwickelt und geordnet und in unseren Vorkämpfern den Franzosen und Briten, einem Nun-gesser, einem Captain Bell, mehr als ebenbürtig.

Er zählte unter seinen Sonderformationen die Kampfgeschwader der Obersten Heeresleitung (Ragols) als Fliegersperre gegen feindliche Aufklärung und für eigenen Einblick in die Welt drüber. Die Bombengeschwader, die auch nachts weit drinnen in Frankreich, auch in England, mit Donnergepolter ihre Last aus den Lüften abluden — bei den R-Flugzeugen (Riesenflugzeugen) aus Gotha und Friedrichshafen Sprengkörper im Gesamtgewicht von 3000 bis 4000 Kilogramm.

Gegen Ende des Krieges die Schlachtstaffeln der Infanterieflieger, die in Schwärmen unmittelbar über dem feindlichen Fußvolk die Luft verfinsterten, und endlich, so wie sich im Ritterturm die Romantik des Mittelalters verkörperte, so der wildeste Schneid des Krieges in den Jasta, den Jagdstaffeln.

Die großen Namen ungeheuerlicher Luftturniere leuchten auf: ein Mag I m m e l m a n n, der Balkansflieger Hans Joachim Bubbede, ein Oswald Boelcke, der Freund und Lehrmeister Richthofens.

Solch eine „wilde, verwogene Jagd“ einer Jagdpatrouille schildert als Staffelführer im Richthofengeschwader der berühmte Flieger Ernst Udet, der, wenig über 20jährig, im Krieg 62 feindliche Flugzeuge abschloß.

„Hell singen fünf Rotationsmotoren der Folkerdreidecker, die vom Flugplatz in Reihformation steil in die Lüfte steigen. Tief geht der Flug, in weniger als 200 Meter Höhe brausen wir an der alten Römerstraße entlang. Richtung Amiens. Das Bild eines ungeordneten kopslosen Rückzugs [der Franzosen und Engländer] bietet sich uns dar. Autotolonen, Trains, Artillerie, marschierende Infanterie, alles heißt west-

geb. 1890, ge-  
fallen im Luft-  
kampf 1918  
gefallen im  
Luftkampf 1918  
geb. 1891, ge-  
fallen im Luft-  
kampf 1918

geb. 1896



Cadorna



Pershing



Kitchener



Kronprinz Wilhelm



Kronprinz Rupprecht von Bayern



Herzog Albrecht von Württemberg

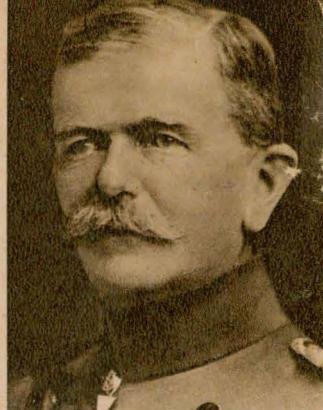




v. Haufen



Otto v. Below



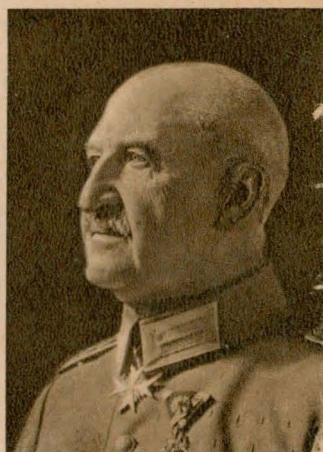
v. Scholz



v. Heeringen



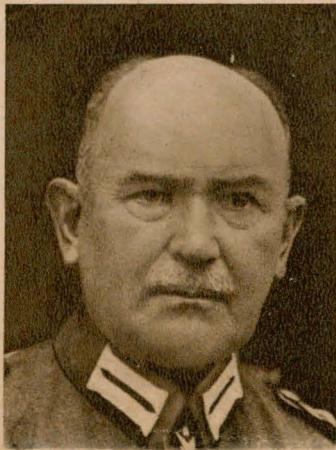
v. Einem



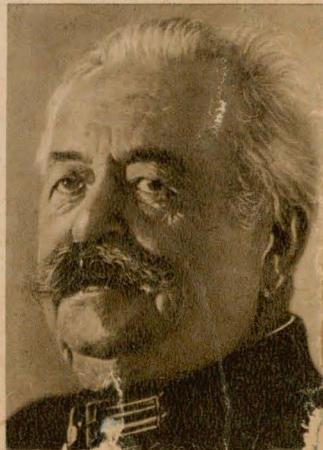
v. Linsingen



v. Stein



v. Beseler



wärts und sucht rücksichtslos den Schwächeren abzudrängen. Schon jagt im Sturzflug der rotschauzige Dreidecker auf die Straße herunter. Fünfmal zwei Maschinengewehre hämmern in die zurückflutenden Massen des Feindes aus niedrigster Höhe. Furchtbar ist die Bewirrung. Wagen brechen aus. Infanteristen werfen sich in die Straßengräben oder flüchten kopflos in den nahegelegenen Wald, bis die Straße ein einziges Chaos bildet."

In der letzten Zeit des Krieges sind die auf Fliegerschulen ausgebildeten deutschen Flieger — Offiziere und Unteroffiziere, unter den Kampffliegern fast ausschließlich Offiziere — den Gegnern unbedingt überlegen. Ihrer Tausende kämpfen in den ungefähr 300 Feldfliegerabteilungen zu je einem Dutzend Flugzeugen. Monatlich werden 2500 Flugzeuge neu an die Front gebracht.

Bei Abschluß des Waffenstillstandes bewilligt Matthias Erzberger bereits die Auslieferung von 1700 deutschen Flugzeugen. „Erst mach dein Sach — dann trink und lach!“ schreibt er wohlgeblümkt in Weimar abends in das Gästebuch einer Weinkneipe. Und in Weimar gestattet die seiner würdige Mehrheit der Nationalversammlung der Entente, weitere 14 000 Flugzeuge und 28 000 Motoren mit Hilfe marxistischer und pazifistischer Spiegelei in Deutschland aufzustöbern und zu zerstören.

geb. 1875,  
getötet 1921

14 000 Flugzeuge damals . . .

Artikel 198 des Versailler „Friedens“: „Deutschland darf Luftstreitkräfte weder zu Lande noch zu Wasser unterhalten. Kein Lenkluftschiff darf beibehalten werden.“

Artikel 202: „Auszuliefern die Lenkluftschiffhallen und Behauungen aller Art für Luftfahrzeuge. Die Bewaffnung. Die Apparate für Synchronismus. Zielapparate. Die Munition. Die Bordinstrumente. Die Apparate für drahtlose Telegraphie. Die photographischen und kinematographischen Apparate für Luftfahrzeuge.“

Deutschland wehrlos in der Luft! Aber der Feindbund durfte sich nicht lange dieses Erfolges freuen. Er konnte die Wiedergeburt der herrlichen deutschen Luftwaffe unter einem Hermann Göring nicht verhindern.

Um die Jahreswende war für wenige Monate Sicht Deutschland so völlig Herr seiner Entschlüsse wie von da ab niemals wieder im Weltkrieg. Es konnte wählen, welchen von seinen Gegnern es sich als nächsten mit aller Kraft vornehmen und welchen es inzwischen stehen lassen wollte. Es vermochte nach 3 Seiten dem Feind das Gesetz des Handelns aufzuzwingen.

1915/1916

Es konnte erstens nach Osten gehen und versuchen, Russland den Rest zu geben, ehe der jetzt am Boden röhelnde Riese aus der Verührung mit der russischen Mutter Erde neue Kraft gewann, sich zu neuem Millionenvorschleiß seiner Muskeln aufzuraffen. Das war, mächtig wie immer im Ausmaß, der Gedanke Hindenburgs und Ludendorffs.

Es konnte weiter, im Bunde mit Habsburgs Heerbann, nach Süden gehen und die Italiener schlagen. Dafür setzte sich Conrad von Hößendorf ein.

Es konnte endlich nach Westen gehen und noch einmal, wie an der Marne, die Entscheidung des Weltkrieges in Frankreich suchen. So sah mit Falkenhayns Augen die Oberste Heeresleitung die Kriegslage.

Vor dem Osten warnten die Schwarzeher: Denkt an Napoleon! Denkt an Karl XII. von Schweden! Man kommt leicht nach Russland hinein, aber schwer wieder heraus! Der Russen weicht zurück — wer ihn verfolgt, verläuft sich in dem Riesentreich. Die jetzt schon kaum mehr absehbaren Etappenstränge wachsen ins Unermessliche und können nicht mehr genügend gesichert und verwaltet werden.

Der Süden? Italien war ein Nebenkriegsschauplatz. Nie konnten auf der Fläche der Lombardei die Würfel des Weltenschicksals rollen — nur die Österreich-Ungarns! Ein Strategie von der Bedeutung Conrad von Hößendorfs konnte das nicht übersehen. Trotzdem war ein Vorstoß bis zum Apennin sein Lieblingsgedanke, wie überhaupt die ganze f. u. f. Armee von dem geschicklichen italienischen Kriegsschauplatz wie hypnotisiert war. Es war eben dem Feldmarschall Conrad von Hößendorf, einem treuen Diener seines Herrn, das Habsburgerhemd näher als der mitteleuropäische Rock.

Im Westen war jetzt eine kurze Zeitspanne von unwiederbringlichem Wert zu nutzen: Frankreich war am Ende seiner Kräfte und England noch nicht auf der Höhe der seinen.

Denn in dem freien britischen Inselreich, in dem Paradies des „unabhängigen Gentleman“ ist das Unerhörte, vor Halbjahresfrist noch für unmöglich Gehaltene geschehen: das Unterhaus beschließt gleich zu Beginn des Jahres die allgemeine Wehrpflicht für Unverheiratete und dehnt sie bald auch auf die Ehemänner aus.

An Stelle des alten Söldnerheeres vom ersten Kriegsjahr, an Stelle der Kitchener'schen Freiwilligenarmee im Vorjahr tritt jetzt, als drittes Aufgebot, so wie bei den Festlandmächten, das Volk in Waffen. Es wird seine Zeit dauern, bis es die Schützengräben füllt. Aber es ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß schon im Lauf des Sommers doppelt soviel Afrikärmänner als jetzt in Frankreich streiten werden.

Dazwischen liegen noch Monate. Zeit genug zu einem weltgeschichtlichen Angriff! Wo?

26. Januar  
1916  
17. Mai 1916

1914

1915

1916

1916

Zwischen Maas und Mosel, zwischen den beiden Riesenfestungen Verdun und Meß dehnt sich, 60 Kilometer breit, die Woëvreebene. Sie ist die Angel, um die herum bei Beginn des Weltkrieges der deutsche rechte Angriffsflügel mit einem Reulenschwung bis zur Marne nach Nordfrankreich hineinfegte. Die mit Panzerforts und in Feldfestungen verwandelten Dörfern gespickten Höhen östlich von Verdun und der die Stadt durchströmenden Maas und die langen, tief eingeschnittenen Talfurchen bauchen sich jetzt noch als ein riesenhaftes, halbrundes Bollwerk tief in die erstarrte deutsche Front. Sie bilden eine ständige Gefahr durch die Drohung eines Massenstoßes gegen Lügemburg, der die beiden deutschen Heeres-hälften zerreißen würde.

Preisgeben dürfen die Franzosen Verdun unter keinen Umständen! Mit seinem Fall ist nach Süden ihre Sperrfortlinie bis zur Schweiz hin umgangen.

Hier, wo es kein Ausweichen gibt, sollen die Franzosen gestellt und zum Kampf bis zum bitteren Ende gezwungen werden! Sie haben eine ungeheure Menge Söhne ihres Landes, sie haben die Kohlenfelder in dessen Nordosten verloren. Aber sie werden hier stehen und streiten — gehalten von immer noch heißem, glühendem Haß gegen den Deutschen.

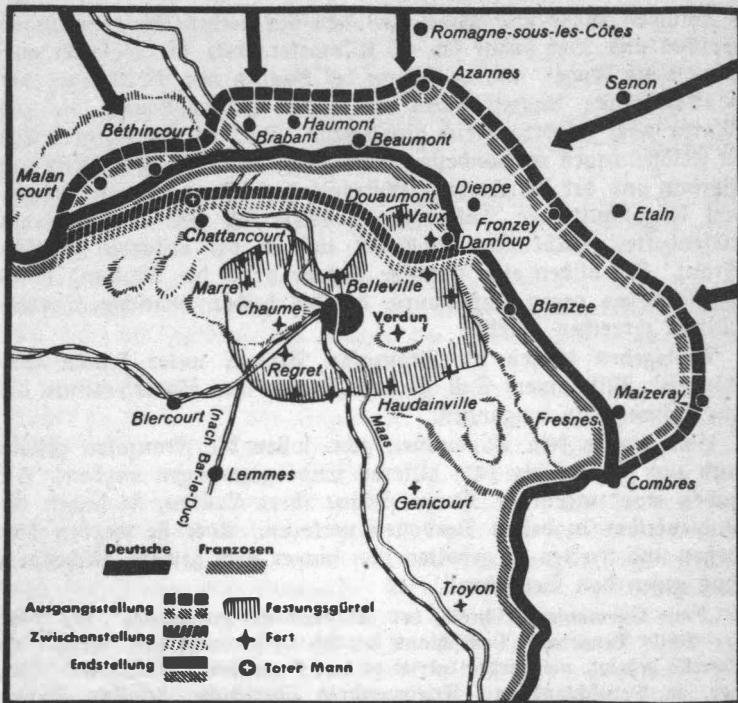
„Finis Germaniae!“ schreibt der „Unsterbliche Frankreichs“, der Dichter Emile Bergerat; „Deutschland hat sich in seiner wahren Gestalt als Gorilla gezeigt, nie wieder betritt es den Kreis der Zivilisation!“ Oder der, in Deutschland mit Friedensehren überhäufte, belgische Dichter Maurice Maeterlinck: „Wagen wir es doch zu sagen, was wir alle denken: Für Brüssel Berlin, für Brügge Rürnberg ohne viel Federlesens dem Erdboden gleichgemacht!“

„Noch ist Verdun die mächtigste Stütze für jeden feindlichen Versuch, mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwand die ganze deutsche Front in Frankreich und Belgien unhaltbar zu machen“, mit diesen Worten trägt Falkenhayn dem Obersten Kriegsherrn seinen Plan vor, und so war der Angriff auf Verdun beschlossen.

„Verdun — der Name wurde bei uns im Osten von Anfang Februar des Jahres ab häufiger genannt“, schreibt Hindenburg. „Man wagte nur halblaut und im Geheimnis davon zu sprechen. Man legte auf das Wort einen Ton, aus dem Zweifel und Bedenken hervorgingen. Und doch, der Gedanke, Verdun zu nehmen, war gut. Verdun in unserer Hand, das mußte die ganze Lage an unserer Westfront wesentlich festigen. Dadurch würde die Einbuchtung an unserer verwundbarsten Druckstelle da drüben endgültig beseitigt.“

Und ebenso Ludendorff: „Verdun war als Angriffspunkt strategisch richtig gewählt. Die Festung war für uns stets ein außerordentlich empfindliches Ausfallstor und bedrohte unsere rückwärtigen Verbindungen. Gelang es auch nur, die Werke des rechten Maasufers zu gewinnen, so wäre das ein voller Erfolg für uns gewesen.“

Weltkrieg  
1915



Schon diese Worte zeigen, daß die höchsten Führer an keinen kriegsentscheidenden Riesensieg zwischen Mosel und Maas dachten. Und doch schwante bei seinem Vorhaben, nur in anderer Form, dem Generalstabschef v. Falkenhayn dies berausende Zukunfts bild vor.

„Es gibt Ziele“, heißt es in seiner Denkschrift über den Angriff auf Verdun, „für deren Behauptung die französische Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzufügen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht!“

Dass Deutschlands Kräfte selber sich verbluten könnten, gegen diesen Gedanken wehrt sich der Generalstabschef kurz vor Beginn der Kämpfe mit der Antwort an die 3. Armee: „Unser Problem ist eben, mit verhältnismäßig wenigem, bescheidenem Aufwand dem Gegner schweren Schaden an entscheidender Stelle zuzufügen!“

Man sieht, wie sich im Kopf v. Falkenhayns, eines gewiß tüchtigen und energischen Generals, der Einsatz des Heeres als eine Abnützungsschlacht malte, nicht als eine Vernichtungsschlacht, wie sie dem ehernen Siegeswillen der großen Feldherren des Ostens, einem Hindenburg, Ludendorff, Mackensen, stets als Endziel vorschwebte. Abnützung aber — das war ja gerade das furchtbare Kampfmittel der Entente. Sie hatte Zeit. Wir nicht. Sie hatte Brot. Uns begann es zu mangeln.

Sie hatte Soldatenertrag aus den unerschöpflichen Menschenbeden Afrikas und Indiens. Wir mußten mit kostbarem deutschem Blut rechnen. Sie bekam von Amerika Munition, soviel sie nur bestellte. Wir benötigten die letzten Kräfte der Heimat für den Maschinen- und Materialkrieg. Sie hatte Aussicht auf neue Kriegsverbündete: die Vereinigten Staaten, Rumänien. Wir, nach dem Beitritt Bulgariens, nicht mehr. Im Gegenteil — jetzt eben mußte Deutschland an Portugal wegen dessen feindlicher Haltung in Ostafrika den Krieg erklären.

9. März 1916

So betrachtet, erscheint nicht der Angriff, aber die zu lange Fortsetzung des Angriffs auf Verdun als ein verhängnisvoller Denk- und Rechenfehler, den nach Möglichkeit noch gutzumachen in der zweiten Hälfte des Jahres Hindenburghs allererste Sorge war. Aber dadurch, daß in der ersten Jahreshälfte die deutsche Führung des Weltkriegs sich von den großen, siegreübten Strategen des Ostens zu der Halbheit des Generalstabschefs im Westen verlagerte, blieb im Osten viel Großes ungetan und wurde im Westen nichts Großes erreicht.

Die Oberste Heeresleitung dachte sich die geplante Dauerschlacht als eine Art unaufhörliche Zermürbung und Zermalmung des Feindes. So hieß auch bald bei den Franzosen die blutüberschwemmte Kampfstätte von Verdun „die Mühle“. Aber die Deutschen waren die Angreifer, also erst recht zu den furchtbarsten Menschenopfern gezwungen. Und bei den Deutschen hieß dieser Halbkreis von Hügeln, Talsurchen und feuerspeienden Panzerforts „die Hölle“.

„Das Schlachtfeld war eine wahre Hölle und in diesem Sinne bei der Truppe geradezu berüchtigt“, urteilt kein Geringerer als Hindenburg selbst!

In der Völkerschlacht bei Leipzig stritten nicht ganz eine halbe Million Krieger. Beinahe doppelt soviel wie dort überhaupt Kämpfer, blieben allein an Toten und Verwundeten — 800 000 Mann — in der über ½jährigen Maasschlacht von Verdun — der blutigsten Schlacht aller Völker und Zeiten.

21. Februar  
bis Dezember  
1916

Die Woëvreebene zwischen Meß und Verdun war durch die Regengüsse des Frühjahrs aufgeweicht. In ihrem Sumpfboden wären Mann und Ross und Rad steckengeblieben, ohne den Fuß der steilen, festungsgelönten Hügelhänge drüber zu erreichen.

Aus der Kernfeste Verdun heraus flutet die Maas nach Norden. Auf ihrem Deutschland zugewandten Ostufer springt, dem Lauf der Höhenkuppen folgend, die französische Fortlinie in einem Spitzwinkel vor. Diese von den furchtbaren Panzerforts Douaumont und Vaux und dem als Fort ausgebauten Dorf Douaumont beherrschte Ausbuchtung kann von 2 Seiten umklammert werden. Hier wird der Angriff beschlossen, streng geheimgehalten, und, wie die Oberste Heeresleitung schreibt, „durch eine unbedachte Äußerung in gesellschaftlichen Kreisen Berlins“ doch noch vor der Zeit dem Feind bekannt . . . .

Ende Januar  
oder Anfang  
Februar 1916

1915

Um Weihnachten herum erhält die Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen den Befehl, sich zum Angriff auf dem östlichen Maas-ufer zu rüsten. Die Truppen sind für die Wucht des Stoßes so tief gestaffelt, daß auf den laufenden Meter Front 6 Mann entfallen, bei den Gegnern an anderen Stellen sogar 7 bis 8.

Scheußliches Wetter — Schneetreiben, Regenströme, Nebelschwaden — verzögern auf Tage und Wochen den großen Schlag. Dann ist der Augenblick zum Emporsteigen aus den schuhhoch mit Wasser gefüllten Schüttengräben gekommen.

21.—22.  
Februar 1916

21. Februar  
1916

22. Februar  
1916

23. Februar  
1916

„Die Nebel verschwanden“, schreibt als Mittkämpfer Leutnant Aleg Victor von Frankenberg; „leuchtend, in frostklarer Winterschönheit, ging der Sonne Glutball am fernen Horizont auf. Acht Uhr vormittags eröffneten die satten Schlünde der deutschen Batterien ihr mörderisches Feuer, das sich nachmittags mit dem Krachen und Bersten der schweren Minen zum Trommelfeuer steigerte. In Wolken von dampsendem Rauch lagen die feindlichen Stellungen eingehüllt. Aber übereinstimmend lauteten alle Meldungen: die feindlichen Gräben sind noch stark besetzt. So hämmerten am Vormittag noch einmal schwere Artillerie und Minenwerfer, gegen Mittag zu nie gehörter orkanartiger Wucht anschwellend.

Zwölf Uhr mittags: „Sturm!“ Die peitschende Sekunde des ersten Über-Dekkung-Stehens in der Masse einer vorpreshenden Armee bleibt unvergänglich. Das eigene Feuer wälzte sich feindwärts, Leuchtzeichen stieg an Leuchtzeichen auf, der Sturmlauf begann — Siegeslauf der unerhörten Wucht des Gesamtstoßes mit Flammenwerfern, mit den Maschinengewehr- und Handgranatentrupps, getragen durch das Bajonet und den Siegeschrei auf tausend Lippen.

Giebernd wurden Gassen in den Draht geschnitten. Mann um Mann arbeitete sich vor, von Trichter zu Trichter, die mit Schneewasser gefüllt und von eigenen und feindlichen Granaten aufgerissen waren. In fanatischer Verteidigung feuerte die schwarze Besatzung aus dem betonierten Waldrand, bis nach brüllendem Hurra zur Wut gesteigerte Rolsenschläge das Maschinengewehrfeuer verstummen ließen. Wieder war, bei Anbruch einer eiskalten, langersehnten Nacht, ein Tagesziel erreicht: so heiß umstritten, so ruhmgekrönt wie kaum eines der letzten anderthalb Jahre.“

Ein mächtiger flacher Höhenrücken wölbt sich rauchumwölkt und blitzezuckend aus dem Gebrüll der Schlacht. Das ist der Douaumont.

Er beherrscht das Kampfgelände. Er trägt das in die Luft getürmte, tief in die Erde betonierte gleichnamige Panzerfort. Hart nordwestlich von ihm donnert das bis an die Zähne zu verzweifeltem Widerstand verschanzte ebenso genannte Dorf.

Die Franzosen in der von deutschem Granatenhagel zertrommelten Panzerfeste haben sich in die bombensicheren Kasematten zurückgezogen. Auf einmal hören sie nicht mehr nur das Krachen, Peifen, Heulen des blinden Materials, sondern Menschenstimmen. Deutsches Hurra! Es kommt feldgrau durch das Labyrinth unterirdischer Gänge heran. Die

Brandenburger vom Neuruppiner Regiment Friedrich Franz. von Mecklenburg haben unbemerkt das Fort erklimmen und genommen.

25. Februar  
1916

Das ist der große Erfolg des 4tägigen ersten Angriffs. Dann steht die blutige Schlacht. Nein. Sie breitet sich noch aus. Sie muß es.

Visher sind die Deutschen nur gegen das furchtbare Festungsdreieck östlich der Maas angelaufen, dessen Spitze das genommene Fort Douaumont bildet. Aber auf dem linken Fluhufer sprüht und raucht es erst recht aus den Wälbern und von den Kuppen über den Wasserspiegel weg in die vom Losen des Kampfes erfüllten, sich nach Westen öffnenden Schluchten drüben und den Deutschen in Rücken und Flanke.

Also neuer Massensturm, Feuerkampf um jeden Fuß Boden westlich der Maas! Brennpunkt die Doppelkuppe, die in grausiger Ironie „Toter Mann“ heißt. Den einen Gipfel halten in tagelangen Kämpfen die Deutschen, den andern die Franzosen. Endlich erkriechen, von Sperrfeuer überschüttet, die Feldgrauen auch diese Warte. Sofort flammt auf dem äußersten linken Flügel der französischen Fort- und Feuerlinien noch wütender und Wochen dauernd das wirre Trichter- und Handgranatenhandgemenge um die blutgetränkte „Höhe 304“, bis sie, größtentheils wenigstens, in deutsche Hände fällt.

Die „Mühle“ mahlt. Mahlt Menschen. Hier und dort. Frist Bataillone, Regimenter, Divisionen. Die deutschen Kerentruppen erschöpfen sich, 2-, 3mal hintereinander, mit Ruhepausen dazwischen, in dem Ringen um eine zerstörte, unwirkliche Welt von Erdkratern, Schutthaufen, palmenartig zerfaserten Baumstümpfen, zu Sümpfen verschossenen Bachbetten.

Auf dem Ostflügel erklimmen die Deutschen die rauchenden Reste des Festungsdorfs Douaumont. Aber es bleibt ein Rechenfehler Falckenhayns: die Hoffnung auf Erschöpfung der Franzosen durch Blutarmut.

Plötzlich stehen sie wieder auf dem Fort Douaumont. Drinnen, unter ihnen, sind die Frankfurter Grenadiere Prinz Carl und die anderen Deutschen. Es wird nicht mehr auf flachem Boden, sondern von oben nach unten und von unten nach oben 48 Stunden lang gekämpft! Was dann von den Franzosen noch lebt, springt und kriecht bergabwärts zurück.

Gegenstoß der Deutschen, 1 Monat hindurch. In tagelangem Maulwurfkampf Mann gegen Mann endlich die schwarzweißrote Fahne auf der 2. Panzerfeste hinter dem Douaumont, dem Fort Vaux. Das 3. und letzte Panzerwerk des vorspringenden Festungswinkels, Fort Chiaumont, hört 3 Wochen später das siegreiche deutsche Hurra! Mit ihm fällt das zu einer Felsenburg ausgebauten Dorf Fleury.

Noch darüber hinaus drängen in unwiderstehlichem Ansturm die „Leiber“, das Münchner Leibregiment. General Ritter Franz v. Epp führt als Oberstleutnant das Regiment, aus dem er hervorgegangen, zum Sieg.

6. März 1916

14.—20. März  
1916

7. Mai 1916

2. März 1916

22. und 23.  
Mai 1916

28. Juni 1916

geb. 1868

„Leiber des Feldes“, schreibt er später seinen tapferen Bayern in die Regimentsgeschichte, „Richtungsweiser für ein kommendes Geschlecht — ihr körperlicher Träger im Abschnitt Weltkrieg wart ihr. Als Kämpfer im Stahlhelm werdet ihr ragend in der Geschichte stehen.“

Bis Fleury kommen die Deutschen. Weiter ist es ihnen nicht beschieden . . .

Februar 1916

Sie waren bei Beginn des Gesamtangriffs etwa 2 deutsche Meilen vom Stadtkern der Festung Verdun entfernt. Sie haben bis dahin jetzt nur noch 1 schwache Gehstunde. Aber diese weltgeschichtliche Strecke Wegs bleibt unbetretbar.

So „stellte dies Ringen ohne sichtbaren Erfolg und für den Mann in der Front ohne fühlbare Entscheidung die härteste Probe auf die Leistungsfähigkeit der Truppe dar, die erdenklich ist!“ schreibt v. Falkenhayn selbst. Trotzdem opfert er nach wie vor unsere besten Regimenter der immer mehr aussichtslos werdenden Blutprobe, wer es länger aushält.

Aussichtslos vor allem, weil von nun ab die Feinde rittlings der Somme ihrerseits zum Grobangriff vorbrechen und die letzten deutschen noch unverzehrten Kraftreserven auf sich ziehen. Noch ein deutscher Vorstoß aus dem Dorf Fleury hinaus! Dann hat die Zermahlungs- und Zermalmungsschlacht von Verdun ihren Höhepunkt überschritten. Die Entscheidung an der Westfront verlegt sich von dem blutigen Spiegel der Maas nach den ebenso rot gefärbten Wellen der Somme.

Dass die Franzosen dort trotz Verdun kampfbereit auf dem Blachfeld erscheinen, ist, nach Falkenhayn, „der über Erwarten ergiebigen Ausnutzung der Kolonialtruppen, was das Material betrifft, allein der Unterstützung durch Amerika zu zuschreiben“. Aber dass die Franzosen eine „schwarze Armee“ besaßen und dass die Yankees Granaten drehten, war doch im 3. Kriegsjahr wahhaftig bekannt!

Trotzdem gehen die Kämpfe bei Verdun immer noch weiter. Der Herbst kommt. Ein schwarzer Tag, der zeigt, dass alle Opfer vergeblich waren: die Franzosen erobern zurück, was vom Fort Douaumont noch übrig ist.

Die furchtbare Schlacht, die so viele Menschenleben verschlungen — sie will selber nicht sterben. Erst als zu Ende des Jahres Deutsche und Franzosen ungefähr da stehen wie zu Beginn, geht sie zur Ruhe.

24. Oktober  
1916

16. Dezember  
1916

7. Mai 1915

## Slagerrat

Die „Lusitania“ liegt auf dem Meeresgrund. Über ihr rauschen nicht nur die Wellen des Atlantik, sondern auch der Empörung Amerikas, bis sie langsam verebben.

Das Drohmittel der „Lusitania“ aber gibt Präsident Wilson nicht aus der Hand. Die politische Spannung bleibt. Die U-Boot-Kommandanten können mit den zaghaften, laienhaft unklaren „Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß“-Weisungen aus der Berliner Wilhelmstraße nichts anfangen.

Amerikanische Staatsbürger vermieten sich gegen schweres Geld als „Schutzengel“ an neutrale, meist Kriegsgut führende Handelsdampfer, in der Erwartung, daß kein U-Boot mehr einem Schiff mit einem Yankee an Bord etwas tun dürfe. Als ein deutsches U-Boot doch aus Irrtum den Passagierdampfer „Arabic“ mit einigen amerikanischen Staatsbürgern versenkt, beeilt sich der Reichskanzler v. Bethmann, nach Washington die Bestrafung des befehligen Offiziers zu melden.

Neue Richtlinien an die unglückseligen U-Boot-Kommandanten: Keine Passagierdampfer ohne Warnung und Rettung der ganzen Besatzung versenken!

Antwort der Flotte, daß dieser Befehl nur mit äußerster Gefährdung der U-Boote (durch die selbstverständliche U-Boot-Falle) durchzuführen sei und nicht vertreten werden könne.

Endgültiger Befehl, bis auf weiteres jede Art U-Boot-Krieg an der Westküste Englands und im Kanal einzustellen und in der Nordsee nur (mit höchster eigener Lebensgefahr) „nach Prisenordnung zu führen“!

Das war praktisch zunächst das Ende des mit so großen Hoffnungen begonnenen U-Boot-Kriegs, der entweder überhaupt nicht hätte angefangen oder nicht ständig durch das Gegeneinanderarbeiten von Flottenleitung und Auswärtigem Amt hätte gelähmt werden dürfen. „Ordre, contre-ordre, désordre!“ schreibt der Großadmiral v. Tirpitz.

Durch Todesfall beim Jahreswechsel wie ein Sturmstoß frischer Geist in die Marine! Admiral Reinhold Scheer, der fünfzige Held der Skagerrakschlacht, übernimmt die Führung der Hochseeflotte.

Schon bald darauf eine Osterüberraschung für England: die Städtchen Lowestoft, ein Minenstützpunkt, und Grand Yarmouth, ein Tauchboothafen an der englischen Ostküste, werden bei Tagesanbruch von deutschen Panzerkreuzern mit einem Granatenhagel überschüttet.

Inzwischen in Deutschland selbst ein ununterbrochener Kampf um den U-Boot-Krieg! Der Generalstabschef v. Falkenhayn ist seit Neujahr durchaus dafür. Ohne gleichzeitigen Blockadekrieg zur See scheint ihm der Angriff auf Verdun die Blutopfer nicht wert. Der Reichskanzler ist durchaus dagegen. Es weht ein scharfer Wind aus Washington, das wiederum den „Lusitania“-Fall austramt.

Eine schon an den Krieg streifende Botschaft des Präsidenten Wilson an einen amerikanischen Senator folgt: die Ehre und Selbstachtung der Vereinigten Staaten stehe auf dem Spiel!

19. August  
1915

30. August  
1915

1. September  
1915

18. September  
1915

1915/1916  
1863-1928

25. April 1916

1916

Ende Januar  
1916

24. Februar  
1916

- Ein Funken in das Pulverfaß dieses wirten hin und her. Im  
 24. März 1916 Kanal wird der französische Dampfer „Susseg“ torpediert. 80  
 Reisende, darunter zahlreiche Amerikaner, ertrinken.
- Die „Susseg“ war zwar, nach Meldung des besonders erfahrenen und umsichtigen deutschen U-Boot-Kommandanten, wie ein Kriegsschiff gestrichen. Ihr Deck wimmelte von britischen Truppen in Uniform. Das hindert den Präsidenten Wilson nicht an einer  
 20. April 1916 Note, die mit den Worten schließt: „Sofern die Kaiserliche Regierung nicht jetzt unverzüglich ein Aufgeben ihrer gegenwärtigen Methoden des U-Boot-Kriegs gegen Passagier- und Frachtschiffe erklären und bewirken sollte, kann die Regierung der Vereinigten Staaten keine andre Wahl mehr haben, als die diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung abzubrechen.“
- Daraufhin kriecht der Reichskanzler v. Bethmann zu Kreuze. Er  
 4. Mai 1916 meldet nach Washington eine neue Weisung an die deutschen Tauchboote, „Kaufahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie flüchten oder Widerstand leisten!“
- „Unter den augenblicklichen Bedingungen“, notiert der U-Boot-Führer Kapitänleutnant Steinbrück in sein Tagebuch, „ist überhaupt nichts zu machen und lohnt die nicht ungefährliche Unternehmung kaum die Anstrengungen der Besatzung.“
- Der U-Boot-Kommandant, der die „Susseg“ versenkte, wird bestraft. Der U-Boot-Krieg selbst, in einem Kronrat, gegen Falkenhayns Stimme, auf unbestimmte Zeit vertagt.
6. März 1916 Der Staatssekretär v. Tirpitz, der Schöpfer der deutschen Flotte, der vom Tauchkrieg nicht lassen will, empfängt die Aufforderung, seinen Abschied einzureihen, und erhält ihn nach wenigen Tagen. Theobald v. Bethmann-Hollweg hat auf der ganzen Linie gesiegelt. Das sind seine Siege im Weltkrieg . . . . .
- „Die Susseg-Note“, urteilt Tirpitz, „war ein entscheidender Wendepunkt des Kriegs, der Beginn unserer Kapitulation. Alle Welt sah, daß wir vor Amerika niederbrachen. Seit dieser Entscheidung ging es mit uns rückwärts. Dienjenigen in Deutschland, die ein seines Gefühls hatten für die ideale und im Grunde doch höchst reale Macht des Prestige, wurden durch die Annahme der Niederbogungsnote Wilsons tief erschüttert. England wurde durch die Entscheidungen vom März und Mai von der stärksten materiellen Lebensgefahr befreit, welche es je im Lauf seiner Geschichte bedroht hatte. Indem das deutsche Volk das Gnaden geschenkt des U-Boot-Kriegs, das ihm als letzte Chance des Siegs in den Schoß gefallen war, verschmähte, entschied es seinen eigenen Ausritt aus der Reihe der Weltvölker.“
- Eine Chance des Siegs, mit den Augen des alten Seemannes gesehen, nicht die Sicherheit des Sieges. Aber es gab noch eine andere Möglichkeit des Siegs als den unter Wasser. Den Sieg über Wasser. Aus der Rimmung der Nordsee hebt sich die größte Seeschlacht aller Zeiten, die Schlacht am Skagerrak.

Bei Sonnenaufgang verläßt die gewaltigste Macht auf dem Meer, die unser Vaterland je besessen, verläßt die deutsche Hochseeflotte mit zahlreichen Hilfsgeschwadern, den Jadebusen und steuert, ein unabsehbarer schwimmender Wald von Rauchsäulen und Masten, nordwärts an Helgoland vorbei durch die Nordsee längs der jütischen Küste dem Seeraum westlich vor dem Sund des Skagerrak zu.

81. Mai 1916  
4 bis 4½ Uhr  
morgens

30. Mai 1918

Daß Deutschland etwas vorhatte, wußten die Briten schon am Tag vorher — nicht nur wie immer durch ihre Spione, von denen nun einmal unsere Kriegshäfen nicht zu säubern waren, sondern auch dank der unerlässlichen Tätigkeit der deutschen Minensuchboote, die erst in dem gänzlich von Höllenmaschinen unter See verseuchten Gewässer nördlich Helgoland eine gefahrlose Gasse freifischen mußten.

Durch diese Wasserstraße schwimmen im Gänsemarsch, schwarz rauchend, bei ruhiger See und klarem Himmel, die ungeheuren Festungen. Voraus als Aufklärungsgruppen die schweren Schlachtfreuzer des Vizeadmirals *Franz Hipper*. Er soll mit diesen schnellen Riesen und leichteren Schiffen den eigentlichen Vorstoß führen und sich am nächsten Tag wieder auf die Hauptflotte als Rückhalt zurückziehen. An die Gewißheit einer Entscheidungsschlacht zwischen allem, was Deutschland und Großbritannien an Männern, Feuerschlündern und Stahlwänden aufbieten kann, wird noch nicht gedacht. Weiß man doch nicht, was der Engländer vorhat.

geb. 1863

30. Mai 1916

Tatsächlich war dort für die nächsten Tage der Befehl zu einem großen „Demonstrativvorstoß“ über das Skagerrak in das Kattegat und in den Großen Belt hinein ergangen, mit dem man Eindruck auf die Dänen und Skandinavier machen wollte. „Außerdem“, schreibt als Kämpfer der russische Admiral Schoulik, „war das Unternehmen geeignet, die Aussichten für ein Zusammentreffen der Gegner zu erhöhen, denn die Grand Fleet [die britische Hochseeflotte] beabsichtigte längere Zeit im Skagerrak zu kreuzen, wohin auch die deutsche Hochseeflotte ziemlich oft vorzustoßen pflegte, um ihre Kraft zur See zu demonstrieren.“

So waren beide Teile unabhängig voneinander gleichzeitig auf das Skagerrak als Operationsgewässer verfallen und der welterschütternde Zusammenprall dort wohl halb Absicht und Wunsch, möglichst kleinere feindliche Abteilungen mit überlegener Macht anzugreifen, halb Fügung des Gesetzes.

Es war das einzige Mal im Weltkrieg, daß in Japan Extra-blätter erschienen. So gewaltig war auf der ganzen Erde der Eindruck der ersten und einzigen großen Seeschlacht zwischen Deutschland und England.

Auf seinem Flaggschiff „Friedrich der Große“ befehligte der Führer der Schlacht, Admiral Scheer, die Kanigeschwader von zusammen 22 Dreadnoughts, Überdreadnoughts und 8 älteren Vor-dreadnoughts, ein Aufklärungsgeschwader von 5 Schlachtkreuzern, weiter 12 leichteren Kreuzern, 99 Torpedoboote. Es waren 16 U-Boote und 10 Marineluftschiffe aufgeboten, ohne doch zum Kampf zu kommen.

Die Engländer führten 28 Schlachtschiffe, 9 Schlacht- und 7 weitere Panzerkreuzer, ferner 24 leichte Kreuzer ins Treffen. Sie feuerten aus 356 Schiffsgeschützen, die Deutschen nur aus 244. Großbritannien war also, auch nach dem Urteil seiner eigenen Seeleute, an Kampfmateriel um die Hälfte überlegen.

Eine Seeschlacht: mehr noch Maschinentankt als der Weltkrieg zu Lande, und doch der Mensch der Maschine durch den Mut und die Entschlusskraft überlegen, mit der er sie handhabt.

Eine Seeschlacht: die Bewegung schwimmender Riesenbatterien, die sich womöglich gegenseitig nur eben noch fern am Horizont erkennen können, und sich auf 13, auf 15, auf 20 Kilometer Entfernung aus lohendem Mündungsfeuer hart über die Wasserfläche hin ihre Stahlmassen zu schleudern.

Um zu schießen, muß der graue Panzerriesen eine Breitseite für die Fühlhörner seiner Drehtürme frei haben. Die Schiffe können also nicht nebeneinander fahren — sonst würden sie sich gegenseitig statt des Feindes treffen — sondern hintereinander. So entsteht als Kampfformation der Gänsemarsch, die Kiel linie, in deren Mitte ungefähr das Flaggschiff des Oberbefehlshabers dampft. Denn wollte er an der Spitze fahren, so wäre er plötzlich bei einer durch den Gegner notwendig gewordenen Rehtwendung des Geschwaders der lezte.

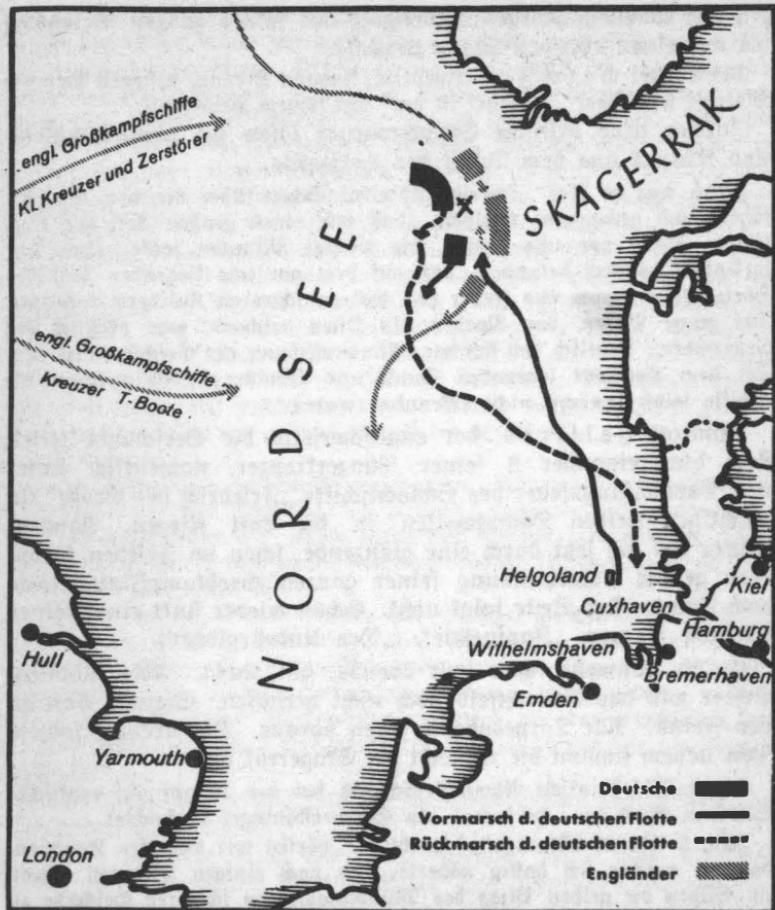
Um wenden zu können, ohne mit dem Vordermann oder Hintermann zusammenzustoßen, fahren die Kolosse mit dem nötigen Abstand von etwa 700 Metern. So dehnt sich die Kiel linie der vereinten Schlachtgeschwader unabsehbar, 15 und 20 Kilometer weit, in das Grau von Meer und Luft.

Ebenso macht es, wenn er sich zur Seeschlacht richtet, der Feind. Man denke sich 2 ungeheuerliche, ein paar deutsche Meilen lange Wasserschlangen, die in den Fluten auf weite Entfernung feuerzüngelnd aneinander vorbeigleiten, sich im Bogen gegeneinander krümmen, ständig mit ihrem Kopf den Kopf oder Schwanz der anderen Schlange zu umfassen suchen. Das ist der Großkampf der Dreadnoughts.

Man denke sich vorher und weiter vorn in der Wasserwelt ein eben-solches kleineres Spiel sich feindselig und feurig begrüßender und umkreisender Schlänglein. Das ist der erste Zusammenprall der aufklärenden mächtigen Kreuzer.

Man denke sich endlich zwischen diesen langen, grauen Wasserschlangen ein Gewimmel von kleinen Wasserküfern und massenhaft herumschiehenden schwarzen Wasserschlößen. Das sind die Leichten Kreuzer und die Torpedobootszerstörer.

So entwickelt sich die Schlacht am Skagerrak. Zuerst prallen, schon spät am Tag, die deutschen Schlachtkreuzer mit den britischen



Schlachtkreuzern des Vizeadmirals Davids Beatty zusammen. Auf 2 deutsche Meilen Entfernung heulen die mannslangen Granaten. Mit Donnergetöse fliegt schon nach einer halben Stunde der englische Panzerriese „Indefatigable“ („Der Unermüdliche“) in die Lüfte. Gleich darauf folgt ihm die „Queen Mary“ in einer alles verhüllenden Sprengwolke.

geb. 1871

31. Mai 1915  
5 Uhr nachmittags

Der Ozean belebt sich. Von beiden Seiten häumen mit Voll-dampf, was die Maschinen hergeben, die Schlachtgeschwader ihren Aufklärungskreuzern zu Hilfe.

Die eigentliche Schlacht beginnt. Ein wilder Kampf der Riesen um den kleinen, verschossen und bewegungsunfähig auf dem Wasser liegenden Kreuzer „Wiesbaden“, der sich verzweifelt wehrt und

1. Juni 1916 erst am nächsten Morgen heldenhaft mit seiner ganzen Besatzung bis auf einen einzigen Mann versinkt.

1880—1916 Der Dichter Gorck Fock (eigentlich Johann Rienau) besiegt hier als Matrose sein Werk „Seefahrt ist not“ mit seinem Heldentod.

Immer neue britische Schlachtpanzer lösen sich herandampfend und feuern aus dem Dunst des Horizonts.

„Nun war es klar“, schreibt Admiral Scheer über die von ihm geführte und gewonnene Schlacht, „dass wir einen großen Teil der englischen Flotte vor uns hatten, die wenige Minuten später ihre Anwesenheit dadurch bekundete, dass auf dem vor uns liegenden Teil des Horizonts ringsum das Feuer von Salven schweren Kalibers aufblitzte. Der ganze Bogen, von Norden bis Osten reichend, war plötzlich ein Feuermeer. Deutlich hob sich das Mündungsfeuer der Geschüze aus dem auf dem Horizont lagernden Dunst und Qualm ab, in welchem die Schiffe selbst zunächst nicht erkennbar waren.“

Admiral Jellicoe, der englischerseits die Seeschlacht leitet, sieht hintereinander 3 seiner Panzerkreuzer, namentlich unter dem Vernichtungsfeuer des Schlachtschiffs „Friedrich der Große“, in mächtigen weißen Dampfwolken in die Luft fliegen. Admiral Scheer löst sich jetzt durch eine glänzende, schon im Frieden besonders geübte Rehtwendung seiner ganzen Großkampflinie etwas vom Feind. Der Brite folgt nicht. Schon wieder sinkt einer seiner stärksten Panzer, „Invincible“ („Der Unbesiegliche“).

81. Mai 1916  
8.56 abends

Es ist nunmehr schon spät abends, fast Nacht. Aber Admiral Scheer will das Schlachtfeld noch nicht verlassen. Signal: Ran an den Feind! Alle Torpedoboote jagen voraus. Die Kreuzer folgen. Von neuem flammt die Schlacht am Skagerrak auf.

Der russisch-finnische Admiral Schoultz hat den Kampf auf englischer Seite an Bord der „Herkules“ als Sachverständiger beobachtet.

„Um 5 Uhr 35 Minuten“, schreibt er, „hörten wir dumpfen Kanondonner, welcher sich hastig näherte, und nach einigen Minuten waren im Süden die gelben Blitze des Mündungsfeuers schwerer Geschüze zu sehen. Aus unserem vorderem Turm hörte man kräftiges Hurrarufen der Mannschaft. Clinton Baker [der Kommandant der „Herkules“] ruft ungeduldig: „Warum entwickeln wir denn bloß nicht die Gefechtslinie, sie wird ja viel zu spät fertig!“

Gerade in diesem Augenblick kommt durch Flaggensignal Befehl zum Entwickeln der Gefechtslinie nach Backbord. Ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung auf der Brücke! Also endlich! Um uns schlägt die erste feindliche Salve ein und verursacht einen heftigen Stoß im Rumpf des Fahrzeugs.

„All right!“ sagt Clinton Baker und geht in den Kommandoturm. Auch alle übrigen begeben sich auf ihre Gefechtsstationen. Nur ich bleibe auf der Kommandobrücke. Ich sehe einen ganz nahen Aufschlag [einer deutschen Granate] an Backbord, von dem ich sofort eine tödliche Dusche bekomme. Das Einschießen der Deutschen muss besonders gut sein.

Ich bekomme wieder eine Wassersäule. Einige Sprengstücke der deutschen Granaten fallen auf die Brücke. Ich will eins aufheben, lasse es aber schleunigst fallen. Es ist so heiß, als wäre es eben aus dem Schmelzofen gekommen. Eine neue Wasserfontäne ist nahe daran, mich von der Brücke zu spülen. Ich sehe da plötzlich unseren Hornisten, einen Jungen von 15 Jahren, der am Kommandostand steht. Es fallen mir seine verweinten Augen auf, und ich verstehe, daß der arme Junge durch das Schießen und vielleicht noch mehr durch seine Einzelheit erschreckt ist, denn an Deck ist keine Menschenseele zu sehen.

Wieder bin ich allein auf der Brücke. Um mich ist alles leer, erstaunlich leer. Ich sehe nicht einen einzigen Menschen. Gleichwohl fährt das Schiff, wie von einer übernatürlichen Kraft getrieben, zitternd und erschüttert von den eigenen Salven, während es Feuer, Rauch und Stahl aus seinen Kanonen speit. Aus allen Türmen der 'Marlborough' [das Flaggschiff des Admirals Jellicoe] bligen die Mündungsfeuer der nächsten Salve und danach die dichten Wolken des 'rauchlosen' Pulvers, der charakteristisch rot gefärbte Rauch des Rordits."

Und weiter:

"Es fängt schon an dunkel zu werden. An einzelnen Stellen wird das Artilleriefeuer schwächer, um zeitweise nochmals aufzuflackern. Von dem Gegner sehen wir nichts mehr und können nur aus dem Mündungsfeuer der ab und zu aufblitzenden Salven schließen, daß der Feind auf westlichem Kurs läuft.

Um 8 Uhr 55 Minuten hören wir heftigen Kanonendonner. Unsere gesamte Artillerie ist noch besetzt. Doch schießen wir nicht mehr, sondern laufen gefechtsbereit. Wir wissen nicht, wer von den beiden Gegnern angreift. Diese Unwissenheit erscheint mir unangenehmer als die Schlacht selbst, deren Wiederaufnahme wohl alle der Untätigkeit vorziehen würden. Nach 9 Uhr bricht die Dunkelheit schneller als gewöhnlich herein."

In dieser Dunkelheit hat sich Admiral Scheer entschlossen, den Rückmarsch anzutreten.

Diese schwarze Nacht über der Nordsee lohte 100 Kilometer weit von dem Zucken feuriger Blitze, den glühenden Metallmassen sinkender Panzer. Diese Nacht grollt nah und fern mit Tausenden von Donnerschlägen. Diese Nacht ist blutiger als der Tag.

"Es war mit Sicherheit zu erwarten", schreibt Admiral Scheer, „daß der Feind versuchen würde, uns während der Nacht nach Westen abzudrängen, um uns bei Hellwerden zur Schlacht zu stellen. Die Macht dazu besaß er. Gelang es, die feindliche Umfassung abzuwehren, so blieb uns die Freiheit des Entschlusses für den nächsten Morgen gesichert. Während der Nacht griff der Feind in fast ununterbrochener Folge von Osten her an. In gänzlicher Verlennung der Lage näherte sich ein Panzerkreuzer den [deutschen] Schlachtschiffen auf etwa 1500 Meter. Er wurde in wenigen Sekunden in Brand geschossen und sank 4 Minuten nach dem Feuereröffnen unter gewaltigen Detonationen. Die Vernichtung dieses Schiffes auf so nahe Entfernung, daß man die Mannschaften in ihrer Bestürzung auf dem brennenden Schiff hin und her rennen sah, bot ein Bild von schauriger Großartigkeit.“

31. Mai zum  
1. Juni 1916

Außer dem Panzerkreuzer verloren die Briten in den wirren und unzusammenhängenden Einzelmärschen dieser Nacht noch 1 Kleinen Kreuzer und andere leichte Schiffe. Aber auch auf deutscher Seite taucht im Morgenrot das torpedierte Linienschiff „Pommern“ mit seiner ganzen Besatzung auf den Meeresgrund. Ebenso, mit fast allen Matrosen, bis zum Untergang kämpfend, der Kleine Kreuzer „Frauenlob“. Noch 2 solche Kreuzer sinken. Wenn wenigstens der schwer zerschossene Schlachtkreuzer „Lübeck“ sich über Wasser hält! Aber bei Tagesanbruch flutet ein blaues Gewimmel von 1250 Seelen in die rettenden Torpedoboote, und über dem todwunden Großkampfschiff schließen sich die Wellen.

Frühnachmittags läßt Admiral Scheer auf der Reede von Wilhelmshaven die Anker des „Friedrich der Große“ fallen. „Die Größe unseres Erfolges gegen die feindliche Übermacht“, schreibt er, „war inzwischen den Besatzungen aller unserer Schiffe zu vollem Bewußtsein gekommen, und mit freudigem Hurra begrüßten sie im Vorbeifahren das Flaggschiff ihres Führers.“

4. Juni 1916

„Der errungene Erfolg“, meldet der Admiral dem Kaiser, „ist der angriffsfreudigen, zielbewußten Führung durch die Unterführer und den vortrefflichen, von hervorragendem kriegerischem Geist getragenen Leistungen der Besatzungen zu danken. Er ist nur möglich gewesen dank der Güte unserer Schiffe und ihrer Waffen.“

Das ist die Flotte, die die Novemberverbrecher 2 Jahre später kampflos dem Feind auslieferten.

Seit Jahrhunderten galt Englands Flotte nicht nur als unbesiegbar — schon der Name ihrer Schiffe: „Der Unbesiegliche“, „Der Unüberwindliche“, sagen es — nein, sie galt als der schwimmende Tod, so, wie ihre Panzer „Der Donnerer“, „Der Entzückende“, „Der Furchterliche“, „Triumph“, „Sieg“, „Rache“ hießen. Wer Englands schwimmenden Wällen entgegensegelte, auf den warteten Tod und Fische.

Jetzt, zum erstenmal, hatte Albion nicht gesiegt! Stolz, mit wehenden Flaggen, in geschlossener Ordnung, kampfbereit, dampfte Deutschlands Flotte der Heimat zu. Sie hatte in der Schlacht am Skagerrak 400 Verwundete und 2400 Tote eingebüßt. Die Engländer dagegen fast das Dreifache: 6000 Tote und 1000 Verwundete.

An Schiffen verloren die Deutschen: 1 Schlachtkreuzer, 1 älteres Linienschiff und 4 Kleine Kreuzer nebst 5 Torpedobootten, zusammen 61 000 Tonnen Schiffsräum. Dagegen die Briten nicht weniger als 3 Schlachtkreuzer, 3 ältere Panzerkreuzer und 8 Torpedoboote, mit genau dem doppelten Tonnengehalt von 120 000.

Der russisch-finnische Admiral Schoultz war nach der Schlacht nach London gefahren. Er hatte, so schreibt er, „Zeit und Gelegen-

heit, den Eindruck zu studieren, den die Skagerrakschlacht auf die öffentliche Meinung in England gemacht hatte. „Im großen ganzen war dieser Eindruck ein deprimierender.“ „Die Veröffentlichung der großen eigenen Verluste“ hatte „im ersten Moment eine geradezu betäubende Wirkung.“

In Deutschland hätte man aus der Schlacht viel mehr machen müssen, als aus allzu großer Gewissenhaftigkeit und weil man den Verlust der „Lübeck“ nicht zugeben wollte, geschah! Trotzdem war der Jubel groß! In kurzem wurde 1 Million Mark für die Opfer der Schlacht gesammelt. Der Kaiser überbrachte persönlich den Dank des Vaterlandes. Könige und Großherzöge besuchten und beglückwünschten die nach ihren Häusern oder Ländern genannten Schiffe.

„Unser Bestreben“, schreibt Scheer, „war darauf gerichtet, so bald wie möglich wieder in See zu gehen, um einen neuen Vorstoß zu unternehmen. Wir haben vor der Welt bewiesen, daß die englische Flotte nicht die Unwiderstehlichkeit besitzt, deren sie sich rühmte. Das Recht des deutschen Volkes auf das freie Meer haben wir im Kampfe durchsetzen dürfen. Als Kriegsmittel muß daneben allerdings das U-Boot voll angewandt werden.“

„Auch dem Reichskanzler gegenüber“, fährt der Seeheld fort, „habe ich diese Auffassung vertreten. Der Reichskanzler gab mir ein ausführliches, sehr düster gehaltenes Bild der Lage.“ Aus den Ausführungen des Reichskanzlers im Lauf der längeren Nachmittagsunterhaltung hatte Scheer den Eindruck gewonnen, daß es Theobald v. Bethmann „sehr darauf ankam, England nicht weiter zu reizen“ . . .

Dabei waren gerade jetzt, nach der unzweifelhaften Erschütterung des britischen See- und Selbstbewußtseins durch den Verlauf der Schlacht am Skagerrak, die Voraussetzungen für den U-Boot-Krieg so günstig wie noch nie.

### Russenstürme

Leise — leise! In schwarzer russischer Wintersturmacht reiten mit strohumwickelten Pferdehufen, als russische Bauern verummert, ein paar Dutzend Almutsaten über das Eis des Narwasees inmitten der deutschen Nordoststellung vor der Linie Wilna—Dünaburg! Ein berittener wirklicher Muschit führt die tollkühnen Kerle. Sie werden, schon im Rücken der deutschen Armee, ehe sie dort die Eisenbahnkörper sprengen können, gefangen oder getötet.

Diese handvoll Halbmongolen sind die Vorboten eines neuen Asiatensturms.

Den letzten im Osten entbehrlichen Mann hat Deutschland zu Beginn des 3. Kampfjahres in das Flammenmeer des Westens

5. Juni 1916

27./28. Februar 1916

geworfen. Die großen Feldherren des Ostens stehen, viel zuwenig ausgenutzt, mit ihren „Häuflein klein“ Gewehr bei Fuß. Sie müssen warten, ob der russische Bär wieder aus seinen Sumpfwälfern herantappt.

1915

Der Russen hat sich von den Hieben des Vorjahres wieder erholt. Aus allen Dörfern des heiligen Russland ist das neue Kanonenfutter zusammengetrieben. Diesmal führt der Zarl Bangs Grauen bei den Kundigen. Aber eine mystische Weihe weithin doch über den Heeren. General und Leutnant betreuzigen sich: Dem Selbstherrschern, dem Geweihten des Herrn, wird Gott den Sieg verleihen!

Und zweitens: Er ist in ungeheurer Überzahl! Seinen 368 Bataillonen stehen 86 deutsche — also ein Fünftel bis ein Sechstel — gegenüber.

Und drittens: Es ist durch Gottes Wunder und Gnade Munition in Menge da! Die Vereinigten Staaten haben sich in eine einzige große Kriegsindustrie verwandelt, der Japaner dreht geschäftig Granaten. Züge hinter Zügen rollen Monate hindurch vom Stillen Ozean her endlos durch die Winterwüsten Sibiriens westwärts. Und wer je an der Ostfront war, der weiß: hat der Russen einmal Munition, dann juckt es ihm in den Fingern. Dann muß er ein Freudenfeuer die ganze Front entlang aufzünden lassen.

15. März 1916

18.—21.  
März 1916

Eine Kette jetzt eben tauender Seen schirmt die deutsche Stellung, die sich der Moskowiter zur Schlacht am Narozsee aussersehen hat.

Er geht aufs Ganze. „Alle an den Fingern Verwundeten und Selbstverstümmler sind in die Schlacht zurückzuführen“, heißt es in dem russischen Angriffsbefehl. „Die Polizei hat sorgfältig auf alle rückwärtigen Wege zu achten, damit kein gesunder Mann durch ihre Posten durchkommt. Wenn Blut fließt, muß man die Tintenfässer schließen! Außer Meldungen und Befehlen keine andere Schreiberei.“

Ein richtiges, wahnstinniges Trommelfeuer wie im Westen brüllt: Der Russen kommt!

In den russischen Grabenlabyrinthen war ein schwellendes und ebbendes Summen wie in einem riesigen Bienenstock, schreibt als Mitlämpfer im Auftrage des Generalstabs der Dichter und Reserveleutnant Walter Fleg, der im Jahre darauf den Heldentod sterben sollte. „Um Mitternacht kamen die letzten Überläufer. Die verängstigten braunen Sturmschwalben, die jedem Angriff vorausgingen, waren die letzten Vorboten des Raupes. Allenthalben stiegen die Leuchtkugeln und gossen eine fahle, verwehende Helle über das ganze graue Eis der Seen und die Schneeflöide der Sumpfe und Wölfer. Von den Bäumen rieselte der Tauschnee in Bächen ins Unterholz.“

Punkt sechs Uhr morgens fegten gleichzeitig die Salven zahlreicher Batterien jaulend und kläffend gegen die deutschen Gräben. Mit verbernerhafter Kraft wuchten die Zentnerlasten amerikanischer und japa-

geb. 1887, gefallen bei der Befreiung der Ostseeinsel Dsel 16. Oktober 1917

nischer Stahlgranaten. Ein splitterndes und brechendes Krachen kam aus den Wäldern, wo die russischen Granaten die Baumkronen wie mit eisernen Fäusten auseinanderrissen. Feurige Sensen mähten durch die Distelbeete der Drahthindernisse. Die Hügelstreifen schienen zu einer Kette von feuerpeienenden Bergen geworden, die ihr glühendes Eisen auf die deutschen Gräben schütteten. Flachbahngeschüze kämmtten die Brustwehren ab, und wo der graue Schnee nicht aufgewühlt und fortgesetzt wurde, lag er ruhig schwarz und wie verbrannt um die Gräben. Die steinernen Fundamente wurden wie von einem Erdbeben durcheinandergeworfen, die dicken Mauern lösten sich in mächtige rote Staubwolken auf. Die mühsam abgestauten Sumpf- und Lauwasser brachen schmatzend und gurgelnd in die Grabenteile hinein. Bald stand das Wasser überall kniehoch. Die Mannschaften hockten mit hochgezogenen Knien auf Schützengrabenauftritten, Holzkisten und umgestürzten Wasserpumpen. Während die Mannschaft unter guten Deckungen nur Volltreffer zu fürchten hat, wurde hier das giftige Singen und Klingen der Granatsplitter, das Kläffen der Revolverkanonen und das Purren, Schwirren und Summen der tausend winzigen Minensplitter zu einem pausenlosen Todeskonzert. Ein unbeschreibliches Heulen und Tosen war in den Füßen. Der Schall der Detonationen brach sich schauerlich in den Wäldern, in deren Erdhöhlen die Rekruten hockten."

Nach 3½stündigem Trommelfeuer der Sturm der russischen Stoßtruppen.

„Die Muschits! Sie kommen! Die Signalhupen trompeteten. Trillerpfeifen schrillten. Eine unbeschreiblich wilde Freude hatte die Leute gepackt“, schildert Walter Fleg. „Die Muschits! Die Muschits!“ brüllten sie sich mit atemverschlagender Erregung zu! Die Russen gingen, mit nagelneuen Schneehemden ausgerüstet, über die schwarze Sumpferde vor. Die weißen Hemdenmänner hoben sich wie Scheiben ab. Die deutschen Artillerieschüsse sahen mitten in den Gewalthäusen. Russenleiber und Russensegen wirbelten in der Luft herum, wie wenn eine Windhose einen Strohdienken erfaßt hat.“

Das Regiment Viborg Nr. 85, das im Frieden die unverdiente Ehre hatte, den Namen des Deutschen Kaisers zu tragen, verschwindet in dem Totensumpf. Viele Russen werfen sich heulend mit erhobenen Händen auf die Knie. Andere reißen die weiße Hülle vom Leib. Aus den Hemdenmännern werden braune Ruttenträger. „Zweiter Acht! Kostümwechsels!“ ermuntern sie die Schreie der Feldgrauen aus den deutschen Gräben.

Immer wieder, tagelang, das „Urräh“ der in den Tod getriebenen Russen. „Die Riesenkümpse spien braune Russenmassen aus“, schreibt Walter Fleg, „die braunen Häusen in ihren erdsarbenen Mänteln füllten das ganze Hügelgelände. Aus den Wäldern quollen braune Bäche nach. Die vordersten Wellen stürzen jäh zusammen, als habe eine höllische Sense den Hunderten mit einem Schlag die Knie durchhauen.“

„Eine wahrhafte Spuknacht war angebrochen. Wälder und Sumpfe waren von Fahlhelle überloht. Mündungsfeuer der russischen Batterien, das fort und fort wie ein schreckhaftes Wetterleuchten breit um

den Horizont flammte. Zahlreiche Scharen wogten lautlos in Schneehemden gleich Sumpfgespenstern heran.“ Aber die Deutschen „trieben Gespensterbeschwörung mit Pulver und Blei“.

„Haltest aus — haltest aus! Lasset hoch das Banner wehn!“ Die singenden Kompanien grüßten sich über das Feld mit dem hallenden Sturmlied, grüßten das Leben und grüßten den Sieg!“

22. März 1916 Den Sieg in der Schlacht am Naroczsee.

140 000 Russen sind verblutet, ertrunken, erfroren oder liegen wund. Die Überlebenden waten rückwärts. Ihr großer Angriff ist „in Sumpf und Blut“ erstickt.

Aber der Zar findet, daß er immer noch zuviel Untertanen hat! Was wiegen die 2, 3 hingeschlachteten Millionen? Jetzt, wo er selbst den Oberbefehl führt, muß aus Blutströmen ein Blutmeer werden! Er gibt den Befehl, das nächste Massengemenge seiner Muschiks — diesmal gegen Österreich — vorzubereiten.

25. März 1916 „Ist es wahr“, schreibt ihm die Zarin ins Feld, „daß unsere Verluste so schwer sind? Natürlich — beim Angriff kann es nicht anders sein.“

28. März 1916 Und 3 Tage später: „Zum Teufel mit diesen Generalen! Warum sind sie so schwach und zu nichts gut! Sei streng mit ihnen! Du hast wirklich viel zu tun, mein Liebling!“

Der Zar hat wirklich viel zu tun! Im Sommer steigen plötzlich seine Krieger, fast ohne Vorbereitung, aus den Schüttengräben des äußersten Galizien. Ihr Führer, General Alegander Brusilow, weiß um die k. u. k. Front und ihre „dauernde Überempfindlichkeit gegenüber den russischen Massen“, wie Feldmarschall v. Hindenburg es milde ausdrückt.

„Südlich des Pripet [Sumpfgebiet]“, fährt er fort, „stürzt die österreichisch-ungarische Heeresfront auf den ersten russischen Anhieb weithin zusammen. Die schwerste Krise des ganzen bisherigen Krieges an der Ostfront tritt ein, schwerer noch als diejenige des Jahres 1914.“

Habsburg hat, wie Deutschland, den letzten Mann, den es entbehrlieb glaubt, aus dem Osten gezogen, im bewußten Gegensatz zu der Obersten deutschen Heeresleitung — Falkenhayn und Conrad arbeiten hier, wie meistens, auseinander statt zusammen — und in die Schützenlinien am Isonzo und in Südtirol etshabwärts eingereiht. Die Ostfront hat es sozusagen vergessen. Der Russe wird schon nicht kommen! Alas heiterem Himmel ist er da! Die Unterschäzung rächt sich furchtbar.

„Am 4. Juni“, schreibt der dem k. u. k. Armeeoberkommando zugeteilte deutsche General A. v. Cramon, „feierte zu Teschen der Erzherzog Friedrich [der österreichisch-ungarische Generalissimus] die Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres. Unter den Lauben des Stadtplatzes versammelten sich die Offiziere des Oberkommandos und der Garnison zu einem Fackelzug. Es war ein herrlicher mondheller Abend. Als ich am

geb. 1858

Morgen nach der Feier in unser Geschäftszimmer trat, überreichte mir Major Flek ein Telegramm. Ein Befehl Brusilows: „Es ist die Zeit gekommen, den ehrlosen Feind zu vertreiben!“

Genau in denselben Stunden, in denen in Teschen in Österreichisch-Schlesien sich der Fackelzug der Generalstabsoffiziere bewegte, waren an der Front alle russischen Armeen zum Angriff vorgegangen.“

In noch nicht 2 Tagen rammt die Brusilow-Offensive ein Riesenloch von 50 Kilometer Breite. „Die österreichische Mauer“, schreibt Hindenburg, „bricht unter dem Bothen von Brusilows Hammer zusammen, und herein braust die Sturmflut der russischen Haufen.“

4. Juni bis  
Mitte August  
1916

Die dort stehenden österreichischen Heere lösen sich so ziemlich auf. Sie verlieren Hunderttausende, namentlich auch an Gefangenen. In der Bukowina fluten die Massen Habsburgs nach den Ostkarpathenpässen. Steigt über diese der Russe in die Pușta nieder, überschwemmt er nochmals Galizien und nähert sich den schwarzweißroten Grenzpfählen Schlesiens, dann ist der Osten nicht mehr, der Krieg überhaupt kaum mehr zu halten.

Deutschland muß helfen, obwohl es selbst mit äußerster Anstrengung im Westen ficht! Was an deutschen Divisionen noch irgend zusammengebracht werden kann, wird nach der lebensgefährlichen, schon weit ausgebauchten Lücke von Luck gefahren. Auch jetzt noch ein „Eiertanz“, wie General v. Cramon schreibt, um den dringend notwendigen einheitlichen Oberbefehl im Osten, den Deutschland mit Fug und Recht und im beiderseitigen Interesse für sich beansprucht. Das österreichische Prestige dagegen, das sich selbst in dieser Zeit nicht unterordnen will — der „Habsburgergedanke“ der ehemaligen Weltmacht Karls V. gegenüber dem „Marquis de Brandenburg“ — ein Gefühlsmoment, namentlich im Hochadel und hohen Beamtentum, das man in Deutschland viel zuwenig kannte! Endlich wird nach langem Hin und Her der Befehlsbereich des Feldmarschalls v. Hindenburg wenigstens nach Süden bis südlich der Stadt Brody verlängert, so daß er die gefährdetste Stelle, den Raum um Luck, umfaßt. Das Oberostkommando wird in Eile von Kowno in einen Eisenbahnzug auf dem Bahnhof von Brest-Litowsk verlegt.

80. Juli 1916

„Unser Hauptquartier bot nichts Glänzendes“, schreibt Ludendorff, „wir waren ungemein dürftig untergebracht. Dazu brannte die Sonne erbarmungslos auf den Dächern der Wagen und machte den Aufenthalt unerträglich. Ich schlug deshalb Brest-Litowsk selbst als Quartier vor. Die vollständig ausgebrannte Stadt kam überhaupt nicht in Frage, die Zitadelle war ein kleines Gefängnis. Alles war verwildert und verwachsen. Die Brennnessel gedieh zu gewaltiger Größe. Die Luft war feucht und dumpfig. Baraden waren erhalten, doch ohne jedes Möbelstück. Ich ordnete die Einrichtung des Hauptquartiers in der Zitadelle an.“

Von hier aus wird die wankende l. u. l. Wacht am Stochod und Styr, am Sereth und Pruth durch feldgraue Kerntücke gesteift. 10 deutsche Armeekorps schieben sich an den bedrohten Punkten in die 500 Kilometer lange Front. Im Süden, in der Bukowina, schwankt sie unter österreichischem Kommando wie ein Schiff im Sturm — ein lodender Blickfang für die gierigen Augen, mit denen Rumänien, schon die Kriegserklärung von morgen in der Tasche, über die nahe Grenze lugt.

Da, wo die deutschen Heerführer — Hindenburgh, Ludendorff, Alexander v. Linsingen, Felix Graf von Bothmer — befehligten, da rannte sich der Russe in immer neuen wütenden Anläufen vergeblich den Kopf wund. Umsonst alle Durchbruchsversuche. Die deutschen Armeen stehen wie Felsen im brandenden Meer. Ein von Enver Pascha zur Hilfe gesandtes türkisches Korps ficht wader mit. Auch die Truppen der Donaumonarchie erholen sich, seitdem sie sehen, daß der Russensturm für ihre Verbündeten gar nicht schreckhaft ist.

„Nach allen Berichten“, schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn, „müssen die Verluste der Russen geradezu ungeheuerlich gewesen sein.“

Mitte August  
1916

Die Garde des Zaren verlor in wenigen Tagen, nach dem Bericht des Dumapräsidenten Rodzjanko, 34 000 Mann. Für die Kampfunfähigen war nicht gesorgt. „Auf dem Wege“, schreibt er, „zog sich ein endloses Band hin von einfachen Bauernwagen mit Verwundeten. Viele Soldaten mit schweren Kopfwunden lagen ohne Stroh auf den Wagen, ihr lautes Stöhnen war schon von weitem zu hören. Auch sahen wir eine Menge Verwundeter, die auf der bloßen Erde herumlagen. Dem Leiter des Sanitätsdienstes fehlte es an den notwendigsten Arzneimitteln und an Verbandzeug. Soldaten, welche in den Lazaretten gestorben waren, wurden ohne Särge, nackt, reihenweise in das Massengrab gelegt. Es war ein erschütterndes, düsteres Bild. Der Priester leierte eilig seine Gebete herunter.“

Mitte August  
1916

Allmählich vergroßen die Gewitter der Brusilow-Offensive. Die beiden Fronten stehen ziemlich genau da, wo sie bei Kampfbeginn vor 10 Wochen gestanden haben. Der Zar hat mit seinen beiden ersten Versuchen als Oberster Heerführer kein Glück gehabt. „Man sah dem Kaiser“, nach den Worten eines Augenzeugen, „eine gewisse Ermüdung, vielleicht auch eine gewisse Gleichgültigkeit an.“

„Auf den Palmen allein wachsen die Theresienkreuze!“ das heißt: nur in Italien ist für Habsburgs Waffen alter Ruhm zu holen — nicht wider den Russen in der Poladei! — das war die Stimmung

im k. u. k. Armeeoberkommando in Teschen und insbesondere bei dessen Generalstabschef Conrad von Höhendorf.

Er war, zu Anfang dieses Kriegsjahres, in der Donaumonarchie fast allmächtig. Der 86jährige Kaiser Franz Joseph hielt ihm unbedingt die Stange, und General von Conrad pflegte seiner Umgebung in seiner kurz angebundenen Art zu erklären: „Der Kaiser ist der Vernünftigste von euch allen!“

Erzherzog Friedrich, der brave, ehrliche Armeeoberkommandant, brachte, nach der Schilderung des Generals v. Cramon, „seinem Helfer Conrad eine an Ehrfurcht grenzende Freundschaft entgegen“. Der junge, unbedeutende Erzherzog Thronfolger Karl Franz Joseph, noch in diesem Jahr Kaiser Karl, war nicht im Hauptquartier, sondern stand als Korpskommandeur an der Front. Um die Minister in der Kaiserstadt brauchte sich das Oberkommando nicht zu kümmern.

21. November 1916

„Mit der Wiener Regierung“, schreibt der österreichische General Alfred Krauß, „war nichts zu erreichen. Zu viele Böde waren als Gärtner bestellt. Man machte nichts, wollte gar nicht Abhilfe schaffen. Man war glücklich, daß man das ‚Fortwursteln‘ in Ruhe befolgen konnte.“

So kann der Vertraute der Wiener Apostolischen Majestät, Baron Wolfras v. Ahnenburg, bei einem Besuch in Teschen lächelnd bemerken: „In Österreich-Ungarn regiert jetzt das Oberkommando!“ Darauf, nach dem Gewährsmann, Conrad antwortete: „Rein. Sondern Tisza!“

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza war neben dem Generalstabschef Conrad von Höhendorf unzweifelhaft der bedeutendste Kopf des sterbenden Donaustaaats. Aber er saß fern in Budapest. Krieg führte nicht er, sondern Feldmarschall von Conrad.

Und dessen Kriegsziel hieß zäh, ohne Rücksicht auf die russische Gefahr, Italien.

Der deutsche Generalstabschef v. Falkenhayn kann da nicht mit! Für ihn ist — mit Recht! — Italien ein Nebenkriegsschauplatz. Sein Auge blickt gen Frankreich. Sein Finger weist auf Verdun.

So entschließt sich zu Beginn des neuen Kriegsjahres Österreich, mit eigener Kraft von Südtirol her dem an der Isonzofront verkrampften und verbissenen Italiener in den Rücken zu fallen. Ein Vernichtungsschlag — wenn er gelingt . . . .

Frühling 1916

„Der Conradische Entschluß“, urteilt der deutsche Militärbevollmächtigte im k. u. k. Hauptquartier, „lag sozusagen in der Luft und war tief begründet in der Stimmung, die die ganze österreichisch-ungarische Armee gegenüber dem ‚Erbfeind‘ beherrschte.“

Eine Seelenverfassung nicht nur der Deutschen und Magiaren, sondern auch der Südlawen (Jugoslawen) — der Kroaten, Slowenen und Dalmatiner. Die Tiroler Kaiserjäger und Landesschützen erzwangen es

durch leidenschaftliche Bitten, von der Ostfront zum Kampf gegen Italien in ihre Heimat zurückbefördert zu werden.

Nur aus diesem Gefühlsmoment in der Kriegsführung heraus ist es zu begreifen, daß man die innerlich völlig zerrüttete, mit unzuverlässigen tschechischen Regimentern durchsetzte, von Verrat durchfeuchte Heeresmacht in Polen, gegen die schon Brusilow sich zu seinem Rammstoß sammelte, seelenruhig sich selbst überließ. Diese eigenmächtige, alle Mängel eines Koalitionskrieges zeigende Tiroler Offensive war eine schwere strategische Entgleisung, die zu dem Tiefpunkt der Kriegslage führte.

„Das k. u. k. Oberkommando“, schreibt ungewöhnlich scharf v. Falckenayn, „hielt trotz der Warnungen, die ihm zuteil geworden waren, an dem Gedanken einer Offensive aus der Tiroler Front fest. Eine besondere Lockung bot wohl noch die Aussicht, dabei ganz mit eigenen Mitteln gegen den als Bevormundung empfundenen deutschen Rat arbeiten zu können.“

Da für werden alle Kerntruppen aus Tirol, Salzburg und Oberösterreich zu einem Sturmkorps unter dem Thronfolger zusammengezogen. Sie werden wenige Wochen später im Osten bitter fehlen. Andere Armeen sehen sich dahinter in Kampfbereitschaft. Alles ist in Radetzkystimmung. Wenn nur der hinderliche Schnee nicht wäre — Schnee — viel höher als sonst um diese Frühlingszeit in Südtirol.

1. Mai 1916

15. Mai 1916

24. Mai 1916

4. Juni 1916

Mitte Juni 1916

6.—9. August 1916

Es wird Mai, bis die hechtgrauen Lawinen der k. u. k. Heere ins Rollen geraten. In dem vielzägigen Dolomitenwinkel zwischen dem Suganer Tal und dem Stromlauf der Etsch stürmt das Erzherzog-Thronfolger-Korps die bis zu 1200 Meter hoch gelagerte Gebirgsfläche von Bielgereuth. Die Hochfläche der „Sieben Gemeinden“ wird ersteigen, sterbender deutscher Sprachinseln aus der Zeit der Völkerwanderung, in deren Hauptort Asiago noch das „Cimbro“, das Cimbrisch, die Mundart alter Leute ist.

Die Italiener werden aus ihren ersten Bergstellungen geworfen. Sie verlieren auf dem Rückzug 30 000 Gefangene und 300 Geschütze. Aber nach wenigen Tagen schon erlahmt in dem unwegsamen Karstboden und Waldgestrüpp der Schwung des Angriffs. Um den Cimone-Berg, dessen untermirrierte Spitze später mit einem ganzen italienischen Bataillon in die Luft flog, brandet die Bergschlacht. Salzburger Infanterie hält die Höhe. Aber Ende Mai schon stockt alles, namentlich auf den Gebirgspfaden die Zufuhr von Munition und Proviant. Der Blitzschlag aus heiterem Himmel, der Brusilowsche Massendurchbruch im Osten, gibt wenige Tage später dem Tiroler Feldzug den Rest. Er muß aufgegeben werden.

Den Italienern macht das Mut. Sie rennen wieder einmal, zum 6. Male, am Isonzo an. Diesmal wankt die durch das Dolomitenabenteuer geschwächte, vom Osten beanspruchte österrei-

chische Front. Der wild umstrittene Brückenkopf von Görz wird endlich gestürmt. Die Italiener gewinnen das rechte Isonzoufer und erzeugen damit einen tiefen Eindruck auf das in Kriegspflichtose fiebernde Rumänien.

Feldmarschall von Conrad fühlt seine Stellung erschüttert. Einflüsse hoher Damen wegen persönlicher Verhältnisse wirkten in der Stille mit. Kaiser Franz Joseph zerriss das Abschiedsgesuch seines, grundlos auch gegen die deutsche Heeresleitung verstimmten, besten Soldaten.

Österreich war, in der ersten Hälfte dieses Jahres, schon nahe am Untergang gewesen. Deutschlands Retterhand hatte es vom Abgrund zurückgerissen. Mit der ungeheuren Lebensfähigkeit uralter Staatengebilde, wie sie sich in dem greisen getrönten Einsiedler in der Hofburg verkörperte, steht es wieder aufrecht im Kriegsturm. Um so besser! Der Rothelfer Deutschland hat genug mit sich selber zu tun. Im Westen erwächst ihm eine neue Gefahr. Im Osten ein neuer Feind.

Die Gefahr im Westen — das sind die wachsenden Munitionsmassen bei den Alliierten. Der Feind im Osten — das ist der Rumäne.

1916

## 41

### Die Somme

Unheimlich wächst im Westen der Materialkrieg über den Männerkrieg.

Die Vereinigten Staaten sind ein einziges großes, qualmendes, hämmерndes, lohendes Kriegsrüstungslager. Granaten gegen Geld! Wir können keine Granaten von ihnen kaufen. Und kommen doch in diesen kritischen Zeiten der U-Boot-Spannung mit den Dollarleuten ins Geschäft.

Unser erstes Handels-U-Boot sticht heimlich in See. Die Firma Krupp in Essen hat es unentgeltlich gestiftet, unter der Bedingung, daß es von drüben eine Ladung Nickel, die ihr gehört, mitbringt. Wohlbehalten taucht es zu allgemeiner Sensation im Hafen von Baltimore auf. Wohlbehalten trotz britischer Anschläge, führt Kapitän König sein Schiff unter Wasser zurück.

Juni 1916

Die Farbstoffe, die es den Amerikanern hinüberbrachte, haben mehrfach seinen Baupreis gedeckt. Mit der Rücksicht an Kaufschul und Nickel für den Heeresbedarf wird ein Zwischengewinn von Millionen erzielt und schleunigt — und doch zu spät — ein halbes Dutzend weitere Handelstauchboote in Bestellung gegeben.

10. Juli 1916

Trotzdem, was ist das gegen die Schiffslasten von Munition, die Amerika täglich — und jetzt, nach dem Erliegen des U-Boot-

Kriegs, in aller Gemütsruhe — nach Großbritannien sendet? Aber dem Engländer ist auch das noch zuwenig!

Eben hat ihn ein furchtbarer Verlust betroffen. Sein größter, sein einziger Kriegsmann ist nicht mehr! Noch nicht eine Woche nach der Schlacht am Skagerrak fand Lord Kitchener, der Feldherr zu Lande in drei Erdteilen, den Tod in den Wellen.

Nacht vom  
5. zum 6. Juni  
1916

Während der „Schlacht bei Jütland“, wie die Briten das gewaltige Seetreffen nennen, hatte ein deutsches Minenboot westlich der Orkneyinseln zur Bedrohung der dorthin nach dem Hafen von Scapa Flow zurückdampfenden „Großen Flotte“ Minen gelegt. Auf eine von ihnen lief in einer dunklen, stürmischen Nacht der englische Panzerkreuzer „Hampshire“, auf dem sich Kitchener eingeschifft hatte — vielleicht um eine Truppenlandung in Jütland vorzubereiten, wahrscheinlich, um von dort weiter nach Russland zu gelangen. Der Feldmarschall ertrank mit seinem ganzen Stab. Seine Leiche wurde erst nach einigen Tagen an Land gespült. Im ganzen britischen Weltreich klangen die Trauerglocken für den gewaltigen Landsknecht. Er hatte mit der Schaffung seiner Kitchenerarmee seinem Volk wohl den letzten großen Dienst erwiesen, den er noch leisten konnte. In dem neuen Maschinen-, Munitions-, Massenkrieg hätte er, der Kolonialsoldat und halbe Orientale, seine schon geschicktlich gewordene Persönlichkeit kaum mehr zur Geltung bringen können.

Aber Großbritannien besitzt noch einen zweiten, kleinen, aber starken Mann. Genau 4 Wochen nach Kitchens Tod wird David Lloyd George sein Nachfolger als Kriegsminister und später auch Ministerpräsident.

6. Juli 1916  
10. Dezember  
1916

seit 26. Mai  
1916

Er war bisher, in einem Kabinett politischer Gegenführer von Tories, Munitionsminister gewesen. Er hatte nicht nur die Welt der Hämmer überwacht, sondern diese Welt in die Seele der Briten gehämmert. Er selbst war kein Brite, sondern keltischen Blutes. Eben deswegen sah er den Angelsachsen sachlich, beinahe wissenschaftlich, von außen. Er, der kleine Rattenfänger von Wales, erzeugte nicht nur Granaten, sondern auch die „moralische Munition“ für die Heimat. Er elektrisierte sie. Er fanatisierte sie nun als Kriegsminister für den Krieg.

Die jungen Männer nehmen jetzt ohnedies unter den Trompetensfaren der allgemeinen Wehrpflicht Abschied von Sportplatz und Rennbahn und sind zu Schiff nach Frankreich“. Aber die Buben, die 14jährigen Späherknaben, die überall auf den Straßen von London und sonst als Begleiter, Warner, Aufpasser nützliche Arbeit tun. Die Frauen und die Mädchen der Heilsarmee, die kriegsmäsig, mit Bandelier und Schlapphut, ausmarschiert. Die Misses vom „Weiblichen Hilfskorps“, im Londoner Hyde Park in langen Kolonnen, in Schritt und Tritt, zum Dienst hinter den Kampfslinien in Frankreich trainierend. Das Granatenmädchen: schon ihr Bild in den englischen Zeitungen eine Reklame. Sie steht in Staubmütze, Leinenkittel, Hosen, und schraubt den Zündert auf eine neben ihr aufrecht ragende Schiffsgrenate,

die genau so groß und doppelt so umfangreich ist wie sie selbst. Girls in Scharen, in hohen Stiefeln und Mänteln aus Leinendrell, mit geschulterten Hunden auf den Golfplatz ziehend, dessen grüner Rasen sich unter ihren Fäusten in Kartoffelacker verwandelt. Mädel in schwarzer Arbeitstracht mit Hosenträgern auf dem Markt in London Waggons mit Tomaten für die Armee in Frankreich füllend.

Und die älteren, die respektablen Gentlemen — nicht nur der Reverend Jones, der seine Psalme im nördlichen London aufgibt und als Kampfflieger über den feindlichen Linien kreist. Da sein Amtsbruder Durell, leuchtend unter einem Rückack, mit Schirmklappe und im Monteuranzug. Der Mann Gottes arbeitet im Schweif seines Angesichts je einen vollen Tag in der Woche unter dem Beifall der Nation in einer Granatendreherei. Sein Bild zierte die Zeitungen.

Munition! Weiß man, was dazu gehört, um alle diese gähnenden schwarzen Mäuler an der Front zu füttern, daß sie wie ein aufgetretter Hundezwinger durcheinanderbellen — diese gedrungenen „Dicken Bertas“ auf ihren betonierte Plattformen — diese 40 Fuß langen stählernen Feldschlangen, auf Eisenbahnwagen montiert und längs der Front von Ort zu Ort wie eine Primadonna gastierend, ehe der Gegner sich auf sie eingeschossen hat — diese mächtigen österreichischen Motorbatterien an der deutschen Front in Frankreich — diese Feldhaubitzen jeder Schwere — diese Riesenmörser und Minenwerfer, diese Tausende von Feldgeschützen, oft die Nacht hindurch unmittelbar hinter dem Schützengraben schuhbereit aufgefahren.

Und in den Gräben selbst die Revolverkanonen, Erdmörser, Fernrohrgewehre, diese Kisten mit Handgranaten, Gewehrgranaten, Infanterie- und Maschinengewehrmunition, Grabenspiegel, Pyridinsprühen zur Entseuchung giftvergaster Abschnitte.

Munition! Die Kämpfe an der Somme sind die erste große Materialschlacht der Entente.

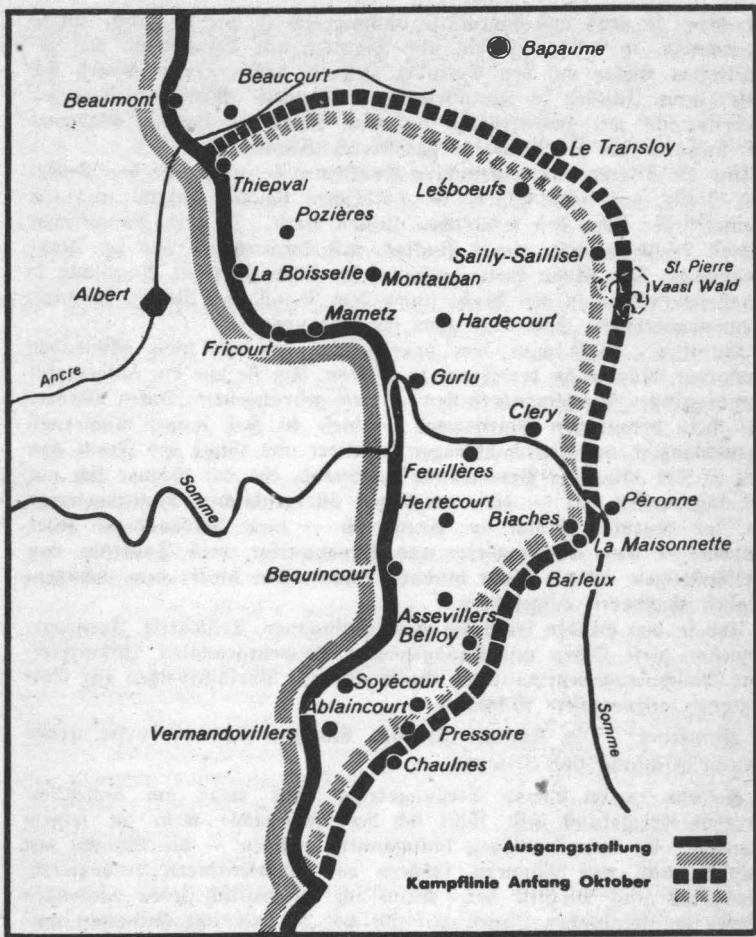
Seitdem es im starken Stellungskrieg nicht mehr um bewegliche deutsche Kriegskunst geht, fühlt sich der Angelsachse mehr in seinem Element. Er kann sozusagen Kaufmännisch rechnen — die Schlacht mit Zahlen, nicht von Männern, sondern von Stahlzentnern, finanzieren. Notizblock und Bleistift her: Wenn ich systematisch jeden laufenden Meter der feindlichen Linien mit 20, mit 50, mit 100 Granaten umpfüge, so kann dort kein Grashalm und kein Regenwurm mehr leben, geschweige denn ein Hunne. Ich brauche diese Mondlandschaft von Trütern und Kratern, zerfetztem Stacheldraht und verschütteten Unterständen einfach zu besehen.

So beginnt die über ein halbes Jahr wütende Schlacht an der Somme — eigentlich nördlich und südlich der Somme, denn das Flüschen fließt quer durch die Mitte der beiden feindlichen Linien — mit einem 7tägigen Trommelfeuer der Briten und Franzosen, wie es der Weltkrieg noch nicht gehört hat.

Was Trommelfeuer ist? Der Dichter Walter Flex habe als Mitkämpfer an einer anderen Stelle das Wort:

„Mit einem ohrenbetäubenden Krach zersprangen gleichzeitig die zahl-

24. Juni bis  
Ende Novem-  
ber 1916



losen Schrapnells, die schlohweißen Sprengwölkchen standen leuchtend, zu einer sauberen Kette gereiht, in dem braunen Frühnebel. Ehe noch der helle, giftige Ton, der dem peitschenscharfen Knall nachschwang, ausgeflogen hatte, erfolgten weit hinter dem Nebel die Paukenschläge, die den Abschluß der schweren Steilfeuergeschütze bezeichneten. Und nun raste es von allen Seiten mit Jaulen und Fauchen heran wie das ohrenbetäubend aufschwellende Näherbrausen von Hochbahnhügeln, die, unsichtbar, auf unsichtbaren Brüden, durch die Luft jagten. Schlag auf Schlag erfolgten die Detonationen. Flügelminen schaukelten langsam und behäbig durch das rasend entfesselte Heer der Lustunholde und barsten mit betäubendem Krachen. Mit giftigem Kläffen sprangen die tannenengpangroßen Stahlgranaten der tüdlichen Revolverkanonen da-

zwischen. In den tief unter die Brustwehren gebuddelten Fuchslöchern horchten dann Mannschaften mit blaß gewordenen Gesichtern und groß werdenden Augen, in die eine harte, lauernde Spannung getreten war, auf den ebbenden und schwelenden Orkan der Artillerieschlacht."

7 Tage und Nächte ununterbrochen dieses Höllentanzert. 7 Tage und Nächte . . . Dann flutet es plötzlich von drüben hunderttausendfach in Blaugrau und Khakigelb heran, auf einer Front von 40 Kilometer, die Engländer nördlich, die Franzosen südlich der Somme, wider die deutsche Stellung vorwärts der Linie Péronne—Papaume.

Diese Linie buchtet sich, wie regelmäßig bei allen Massenangriffen des Krieges, unter der Wucht des ersten Stoßes. Sie beult sich, etwa eine starke Gehstunde tief, gegen die Stadt Péronne zurück, durch die die Somme fließt. Weiter kommt der Feind trotz wilder wochenlanger und monatelanger Kämpfe nicht.

„Wieder zeigten sich die unübertrefflichen kriegerischen Eigenarten des damaligen deutschen Soldaten im besten Licht“, schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn; „stets in der Minderheit fechtend, gab er unter dem Wüten der übermäßigen feindlichen Angriffsartillerie nur schrittweise dort nach, wo ein Behaupten in der Tat zur Unmöglichkeit geworden war. Immer war er bereit, dem Gegner etwas Gewonnenes wieder zu entreißen, jede Schwäche desselben auszunutzen.“

Umgekehrt wie bei Verdun, wo gleichzeitig immer noch die furchtbare Mühle mahlt, wandelt sich hier beim Feind der Rammstoß in die Zermürbungsschlacht. Endlos, hinter seiner Front, die Karrenreihen mit dem roten Kreuz. Aber auch auf deutscher Seite heißt es: „Ich hatt' einen Kameraden.“

Es zeigt sich, daß die bisherige starre Verteidigungsform: Festhalten der vordersten Linie mit starken Truppenmassen, unter dem Trommelfeuer versagt. Die Grabenkämpfer müssen sich vor ihm in den tiefsten Stollen bergen, kommen nicht schnell genug heraus, wenn es plötzlich von drüben zum Angriff heranstürmt, und werden gefangen. Von jetzt ab beginnt, zunächst als Selbsthilfe der Truppe, die vom nächsten Jahr ab allgemeine elastische Abwehr: Rückzug in die rückwärtige Hauptstellung und von dort Gegenstoß in die vorderen Gräben.

Dieses Vorgelände besteht eigentlich nur noch aus regellosen Granatlöchern und Erdtrichtern, in denen verstreute Maschinengewehrnesten rattern, als die Entente im Frühherbst verzweifelt einen neuen Durchbruch erzwingen will. Wieder vergebens! Zerschellt die englischen und welschen Wellen, der deutsche Wellenbrecher am Äußersten seiner Kraft.

„Meldung eines Bataillonskommandeurs: Ich habe starke Verluste. 4. Kompanie zählt noch 1 Offizier, 3 Unteroffiziere und 31 Mann (von 250). Ich bitte um viel Wasser!“ Dieses Regiment verlor in der Sommeschlacht in noch nicht drei Wochen 1300 von 3000 Streitern. Es kam bereits aus der Hölle von Verdun, wo es zuvor schon die

September  
1916

25. September  
1916

Juli/August  
1916

Hälften seiner Offiziere und ein Drittel seiner Mannschaft verloren hatte! Das war das deutsche Volk in Waffen!

Wir sind in der Mitte des blutigen Kampfjahres. Wie sieht es für die Mittelmächte in dem flammenden Europa aus? Im Westen der Ansturm von Verdun ohne einen Erfolg, der die ungeheuren Verluste lohnt. Die deutschen Linien sind in diesen Monaten kaum ein paar Kilometer vorwärtsgekommen. Der Kampf an der Somme keine Abwehr. Aus Mangel an Menschen und Munition keine Hoffnung auf mehr.

In Italien kein Erfolg Österreichs in Tirol. Die Isonzofront erschüttert. Im Osten die k. u. k. Armee gerade noch vor einer Katastrophe bewahrt. Die Kriegsführung dort durch den doppelten Oberbefehl — Deutsch-Oberost in Brest-Litowsk, das k. u. k. Oberkommando in Teschen — gelähmt. Jeder Nerv ist angespannt. Jeder Mann an seiner Stelle des ungeheuren Kriegsschauplatzes unentbehrlich.

Es wird klar, daß dessen Beherrschung über die Kräfte des kriegskundigen und energischen Generals v. Falkenhayn hinausgeht. Er hat dauernd als Generalstabschef die vom Balkan aus der unteren Donau drohenden Nöte unterschätzt. Jetzt gefällt sich zu der Gefahr im Westen — dem gerade deutschem Mannestum widersprechenden Mechanismus des Materialkrieges — der lange lauernde Feind im Osten.

27. August 1916  
28. August 1916  
31. August 1916  
1. September  
1916

28. August 1916  
mittags

Rumänien erklärt Österreich den Krieg, das Echo ist tags darauf die Kriegserklärung Deutschlands, dann der Türkei an Rumänien. Drei Tage später, mit Aufatmen begrüßt, die Bulgariens!

„In Brest-Litowsk trifft mich“, schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „der Befehl Seiner Majestät des Kaisers, baldmöglichst in sein Großes Hauptquartier [Schloß Pless in Oberschlesien] abzureisen. Als Grund teilt mir der Chef des Militärtabakets nur mit: „Die Lage ist ernst!“

Ich lege den Hörapparat weg und denke an Verdun und Italien, an Brüssel und die österreichische Ostfront, dazu an die Nachricht: „Rumänien hat uns den Krieg erklärt!“ Starke Nerven werden dazu nötig sein!“

## 42

### Endlich Hindenburg und Ludendorff

„Es war bekanntlich nicht das erstmal“, schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „daß mich mein Kaiserlicher und Königlicher Herr zur Besprechung über militärische Lagen und Absichten zu sich

berief. Daher vermutete ich auch diesmal, daß Seine Majestät meine Anschauungen über eine bestimmte Frage persönlich und mündlich hören wollte. In der Annahme eines nur kurzen Aufenthalts nahm ich auch nur das für einen solchen unbedingt nötige Gepäck mit mir.

Vor dem Schlosse in Pless traf ich meinen Allerhöchsten Kriegsherrn selbst. Der Kaiser begrüßte mich sofort als Chef des Generalstabs des Feldheeres und General Ludendorff als meinen Ersten Generalquartiermeister. Auch der Reichskanzler war von Berlin aus erschienen und augenscheinlich nicht weniger überrascht als ich selbst.

Die Übernahme der Geschäfte aus den Händen meines Vorgängers vollzog sich bald nachher. General v. Faltenhahn reichte mir zum Abschied die Hand mit den Worten: „Gott helfe Ihnen und unserem Vaterlande!“

„Den Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen“, sagt Ludendorff, „hierzu allein waren der Generalfeldmarschall und ich berufen worden. Die Aufgabe war von ungeheurer Größe. Schwereß war noch nie plötzlich durch das Schicksal auferlegt worden. Gesenkten Hauptes bat ich Gott den Allwissenden, mir Kraft für mein Amt zu verleihen. Die Entente hatte alle ihre Kräfte zu einem leichten großen Schlag angesetzt. An irgendeiner Stelle sollten wir den Todesstoß erhalten. Wir waren in einen Titanenkampf sondergleichen gekommen. Und unwillkürlich spannten sich die Muskeln und Nerven. Es galt, das Vaterland aus einer höchsten Gefahr zu retten.“

Ein neues grettes Gefahrzeichen flammt auf. Italien erklärt gerade in diesen Tagen dem Deutschen Reich den Krieg. Es ist nur eine Formsfache. Denn an der Dolomitenfront liegen sich längst Bayern und Italiener in den Haaren. Und doch ein Sinnbild des Weltwillens: Die ganze Welt wider Deutschland!

Das erste: Von jetzt ab die einheitliche Führung der verbündeten deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Heere! Darüber wird seit Monaten verhandelt. Jetzt drängen Zeit und Not zu einem schon früher erwogenen Entschluß: es wird eine „Oberste Kriegsleitung“ geschaffen und dem Deutschen Kaiser übertragen, der seinerseits den Chef des Generalstabs des deutschen Feldheeres ermächtigt, ihn in Anweisungen und Vereinbarungen zu vertreten. So sieht sich Feldmarschall v. Hindenburg nun als Geist und Seele der größten Kriegsmacht, die je auf Erden war.

Zweitens: Verdun . . . . .

„Verdun“, schreibt Ludendorff, „hat uns sehr viel Blut gekostet. Die Lage unserer angreifenden Truppen war immer ungünstiger geworden. Jetzt schleppte sich der Angriff noch kraftverzehrend hin. Der Truppe,

29. August 1916  
vormittags

29. August 1916

30. August 1916

die soviel vor dieser Festung geleistet hatte, graute vor dem Trichter-gelände. Die Führung war auch nur mit halber Seele dabei. Der Deutsche Kronprinz hatte sich schon sehr frühzeitig für die Einstellung des Angriffs ausgesprochen.“

Und so berichtet Hindenburg: „Kurz nach der Übernahme der Obersten Heeresleitung sah ich mich auf Grund der Gesamtlage gezwungen, Seiner Majestät dem Kaiser den Befehl zur Einstellung unserer Angriffe bei Verdun zu unterbreiten. Die dortigen Kämpfe zehrten wie eine offene Wunde an unsren Kräften. Es ließ sich auch klar überbliden, daß das Unternehmen in jeder Hinsicht aussichtslos geworden war.“

„Der einzige lichte Ton“, schreibt der neue Generalquartiermeister Ludendorff, „war die deutsche Heldengröße, die das Schwerste, was es zu erleiden gab, des Vaterlandes wegen erlitt.“

Und ebenso die Worte eines Hindenburg über das Bergrollen der Schlacht an der Somme:

„In dem Kampfgebiet wurde es erst stiller, als die einbrechende nasse Jahreszeit den Kampfboden grundlos zu machen begann. Die Millionen von Geschöpfrichtern füllten sich mit Wasser oder wurden zu Friedhöfen. Von Siegesfreude war in keiner der beiden kämpfenden Parteien die Rede. Über allen lag der furchtbare Druck dieses Schlachtfeldes, das in seiner Höhe und in seinem Grauen selbst dasjenige von Verdun zu übertreffen schien.“

„Welch ein Nervenverbrauch“, urteilt der Feldmarschall vorher, „und welch geringe Nervennahrung. Welche Stärke des Pflichtgefühls und welche selbstlose Hingabe!“

Die dritte Schicksalsfrage: der U-Boot-Krieg. Das ewige Gespenst, das nicht leben darf und nicht sterben kann!

Was hat die Landkriegsleitung an sich mit den Tauchbooten zu tun? Nun: der Unterwasser-Krieg muß vorläufig eingestellt bleiben. Denn der Reichsanzler v. Bethmann-Hollweg erklärt, „daß ein U-Boot-Krieg den Krieg mit Holland und Dänemark möglicherweise zur Folge haben würde. Wir hatten zum Schutz gegen beide Staaten nicht einen Mann zur Verfügung. Sie waren in der Lage, in Deutschland einzurücken und uns den Todesstoß zu geben.“

Die größte Kriegsmacht der Welt, die von ihren vielen Millionen Streitern an keiner Front mehr einen einzigen gegen einen neuen Gegner frei machen kann!

Das ist die Stunde, die sich der Hohenzoller und ehemalige preußische Offizier und geborene Deutsche — die sich König Ferdinand von Rumänien zum Vernichtungsschlag gegen das Hohenzollernhaus, die preußisch-deutsche Armee und das deutsche Volk ausgesucht hat.

„So kam es“, schreibt Hindenburg, „daß die rumänische Kriegserklärung uns dem neuen Feind gegenüber in einer nahezu völlig wehrlosen Lage traf. Noch niemals war einem verhältnismäßig so kleinen Staatswesen wie Rumänien eine weltgeschichtliche Ent-

scheidungsrolle von gleicher Größe in einem ebenso günstigen Augenblicke in die Hände gelegt. Noch niemals waren starke Großmächte wie Deutschland und Österreich in gleicher Gebundenheit der Kraftentfaltung eines Landes ausgeliefert, das kaum ein Zwanzigstel der Bevölkerung der beiden Großstaaten zählte. Auf Grund der Kriegslage hätte man annehmen können, daß Rumänien nur einzumarschieren brauchte, um den Weltkrieg zu entscheiden."

„Aber zu gleicher Zeit sprach er zu seiner Umgebung: „Freuen Sie sich doch, daß Sie endlich einen Gegner kriegen, der nicht im Graben steht, sondern den Sie in freiem Feld schlagen können.“

In grauen Zeiten hatte sich Rumänien dem Dreibund Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien angeschlossen gehabt. Das nahm schon vor dem Weltkrieg niemand mehr ernst. Aber der Beitritt Rumäniens zur Entente war so lange ausgeschlossen, bis, in den ersten Monaten des Weltkrieges, sein König Karl starb. Der greise Hohenzoller hinterließ aus seiner Ehe mit der Prinzessin Elisabeth von Wied, der Dichterin Carmen Sylvia, keinen Thronerben.

In der preußischen Rangliste der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts findet sich als Sekondleutnant im Potsdamer 1. Garderegiment zu Fuß Ferdinand Viktor Albert Mainrad Prinz von Hohenzollern. Er hat Kaiser Wilhelm dem Siegreichen den Fahneneid geschworen. Er erklärt jetzt dessen Enkel den Krieg auf Tod und Leben. Er ist vermählt mit der Prinzessin Maria von Coburg, die sich im Krieg völlig als Engländerin fühlt und leidenschaftlich den Kriegswillen der Rumänen aufspeischt.

Die Rumänen: Die höheren Stände treiben einen Affenkult mit Paris. Die Franzosen sind ihre Lehrmeister. Nur das, was diesen Osteuropäern jetzt not tut — das Kriegsführen —, das haben sie Gott sei Dank den Franzosen nicht abgeguckt!

„Es gibt“, sagt vorsichtig Graf Ottokar von Czernin, ein Vertrauter des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand, bis zur Kriegserklärung Rumäniens k. u. k. Gesandter in Bukarest und dann die beiden letzten Kriegsjahre hindurch österreichischer Außenminister, „es gibt im Orient Menschen, welche gegen die Einwirkung des Goldes nicht immun sind. In Rumänien beispielsweise hat Russland schon längst vor dem Kriege Millionenausgaben nicht gescheut, um Stimmung für sich zu machen. Die meisten Blätter waren fest in russischen Händen, zahlreiche im politischen Leben maßgebende Persönlichkeiten waren durch russische Interessen gebunden.“

Gegenüber diesem Rubel auf Reisen, der so viele „zögernde Intelligenzen des Balkan“ überzeugte, war auf deutscher Seite, wie überall, durchaus nichts geschehen. Es lebte unter den konservativen, des Adelsstuhls entbehrenden rumänischen Dynasten noch eine kleine Gruppe wirklicher Freunde Deutschlands. Sonst gab es, nach den Worten des Grafen Czernin, nur zwei Parteien in diesem Lande: die uns feindliche, welche die sofortige Kriegserklärung wünschte, die andere, die

30. Oktober  
1883

11. Oktober 1914  
1848—1916

geb. 1875

geb. 1872

1918—1916

1916—1918

„freundliche“, welche riet, noch etwas zu warten, bis wir genügend geschwächt seien.

Über die schöne Seele der rumänischen Staatsmänner verrät ein Reisebericht aus Bukarest: „Gute Aufnahme fand eine Operettsängerin mit ihrem täglichen Liedlein:

„Filipescu — das ist der Mann des Rubels!

„Tale Jonescu — das ist der Mann des Franken!

„Marghiloman — das ist der Mann der Mark!“

Das Publikum spendete den beiden ersten Zeilen freudigen Beifall, bei der Schlusszeile tobte und pfiff es!“

Bukarester Sitten: Unter der Boulevardtünche der Balkan: Ein rumänischer Grande droht, nach den Erinnerungen Czernins, ihn, den österreichischen Gesandten, öffentlich zu ohrfeigen. Der rumänische Ministerpräsident Ioan Bratianu zuckt die Achseln. Da könne man nichts machen! Der Graf erwidert, er werde den Mann gegebenenfalls über den Haufen knallen. Kaiser Franz Joseph selbst ermuntert in Wien seinen Gesandten: „Schießen Sie ihn nur nieder, wenn er Sie anröhrt!“ Daraufhin besinnt sich der Rumäne eines andern.

Aber diese verfaulte Oberschicht wird von einem arbeitsamen und genügsamen, zähen und wohlgebildeten Bauernstand getragen. Die aus ihm mit Wehrpflicht vom 21. bis zum 46. Lebensjahr hervorgehende Armee besitzt die Praxis der Balkantrüge und zählt im Frieden 4829 Offiziere, 98 827 Mann, 24 616 Pferde und 588 Geschüze.

Mit dem Notizbuch, in dem diese Zeilen aufgeschrieben sind, in der Hand läuft Ioan Bratianu in Bukarest herum und erzählt jedem fremden Diplomaten und Zeitungsmann, der es hören will, diese Rechnung: 100 000 Rumänen gegen 0 Deutsche, das müsse stimmen! Und die, die in Deutschland imstande sind, den der Nation mit Recht verschwiegenen furchtbaren Ernst der Lage einigermaßen zu übersehen — die lesen einander aus den Augen die bange Frage: Wo kriegen wir um Gottes willen noch Truppen gegen Rumänen her, wo wir außerdem schon durch das Oberkommando Nord in Hamburg Stellungen an der dänischen und der holländischen Grenze ausbauen, falls es auch dort lösgeht?

Ein Glück für Deutschlands Waffen in diesem blutigen Jahr: der jedenfalls ursprünglich gleichzeitig gedachte Massensturm der Feinde auf allen Kriegstheatern hatte sich etappenweise verzettelt. Hintereinander — nicht nebeneinander — die Brusilow-Offensive, die Sommeschlacht, und ebenso ist jetzt, wie im Vorjahr Italien, auch Rumänien, von der Entente in den Krieg wie ein蒲del ins Wasser geschleudert, um 4 rettende Wochen zu spät gekommen.

So bezeugen die neuen Männer der Obersten Kriegsleitung, im Osten das Wunder: „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?“ Eine kleine Streitmacht von Deutschen, Österreichern, Ungarn formiert sich unter dem bisherigen Generalstabschef v. Falkenhayn

gegen das schon von den Rumänen überschwemmte Siebenbürgen, ein zweites Heer, dem auch Bulgaren und Türken angehören, sammelt sich südlich der Donau. Seine Führung, später die des ganzen Feldzugs, übernimmt Feldmarschall v. Mackensen.

30. November  
1916

Mackensen? Ein rumänischer Großer fragt in diesen Tagen des Kriegsausbruchs in Bukarest den österreichischen Militärattaché: „Wer ist denn das? Den kenne ich ja gar nicht!“ Und der Wiener, ihm auf die Schultern klopfend: „Sie werden ihn schon kennenlernen! Verlassen Sie sich darauf!“

28. August 1916

### 43

## Rumänen

„Das Verhängnis“, schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „brach über Rumänen herein, weil seine Armee nicht marschierte, weil seine Führung nichts verstand. Tollkühn wird man uns vielleicht einmal nennen, wenn man die Stärkeverhältnisse vergleichen wird, unter denen wir gegen das rumänische Heer zum Angriff schritten.“

Böllig sicher seiner Sache, zunächst einmal Österreich-Ungarn den Gnadenstoß zu geben, beginnt der Rumäne „mit Schneden-geschwindigkeit“, wie es Ludendorff nennt, seinen militärischen Spaziergang nach dem Ziel seiner Kriegswünsche, dem Grenz- und Bergland Siebenbürgen.

Mehr als die Hälfte der dortigen Bevölkerung sind allerdings rumänische Walachen. Doch bilden sie nur die untere Tragschicht. Es folgt ein Drittel magyarische Szekler. Die eigentliche geistige und wirtschaftliche Kraft bildet das Volkszehntel der vor 700 Jahren eingewanderten deutschen Sachsen (eigentlich Rheinfranken von der Mosel), die sich noch ihre ehrwürdige Tracht und ihr germanisches Volkstum erhalten haben.

Eben haben sich die Rumänen unter gewaltigem Siegesgeschrei in der Siebenbürger Hauptstadt Kronstadt und Umgebung häuslich eingerichtet, da machen sie zu ihrem Entsezen schon die ihnen in Bukarest versprochene Bekanntschaft mit dem Feldmarschall v. Mackensen und seiner Donauarmee. Südlich des Stroms, in der Dobrudscha, steht blitzschnell, wie aus dem Boden gezaubert, ein bulgarisch-deutsches Heer, erobert in wenig mehr als einer Woche nach Rumäniens Kriegserklärung die Festung Turtakan, nimmt 21 000 Rumänen mit 100 Geschützen gefangen, breitet sich reißend zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer aus.

6. September  
1916

Bald darauf übernimmt General v. Falkenhayn in der Nähe von Hermannstadt den Befehl über die neugebildete siebenbürgische Armee. Sie ist klein. Den t. u. t. Truppen kann man wenig zumuten. Aber ihr deutscher Teil ist so vorzüglich wie die

19. September  
1916

geb. 1862

Führung des bisherigen Generalstabschefs, insbesondere die bayernischen Gebirgler und die Jäger des berühmten Alpenkorps unter General Rafft v. Delmeningen.

Er fällt den ahnungslos um Hermannstadt herum rastenden Rumänen vom Rotenturmpaß her wie ein Sturmwind in den Rücken. Ein Gewaltmarsch durch wilde Bergwelt.

„Über dieses Gebirge“, schreibt der Generalstab des Feldheeres, „laufen hier weder Pässe noch Straßen. Nur Saumpfade leiten durch Schluchten, über steile Hänge von Gipfel zu Gipfel. In der Hochwaldzone sperren üppig wucherndes Unterholz und Windbrüche die schmalen, schlüpfrigen Stege. Bis in Höhe von 1200 Meter umkleidet herrlicher, urwaldartiger Buchenwald die Hänge. Die bis in die Höhe von 1700 Meter hinaufreichenden Fichtenbestände verkrüppeln auf dem Gebirgskamm zu wucherndem Knieholz. Eiskalter Sturm segt über die Höhen. In Dicke und Schluchten muß man sich auf hartem Stein eng aneinanderlegen, um nicht zu erfrieren.“

26.—29.  
September  
1918

Ungestüm packt, in der Schlacht bei Hermannstadt, General v. Falkenhayn von vorn die rumänische Übermacht bei den Hörnern. Sie flutet geschlagen nach dem Rotenturmpaß zurück und läuft dem deutschen Alpenkorps in die Gewehre.

„Furchtbar waren die Verluste der rumänischen Verbände“, schreibt als Kämpfer der Generalstabshauptmann Walter Vogel. „Gewehre, Maschinengewehre und Geschüze hielten hier blutige Ernte. Was nicht fiel, mußte zurück in den Kessel. Unbeschreiblich wurde die Panik der in den Bach hineingedrückten Massen. Im Flussbett fliehen und schoben sich Fahrzeugkolonnen. Pferde und Wagen versanken in dem tiefen Wasser. Rinder- und Schweineherden drängten sich an den Berghängen zwischen die fliehenden Truppen. Unablößig ratterten die deutschen Maschinengewehre und brüllten die deutschen Kanonen. Die Jäger und Bayern schossen, daß ihre Gewehrläufe heiß wurden. Berge von Leichen türmten sich. Sie wurden von den Kameraden achtlos in den Fluss [den Alt] gestoßen, der sie zu Tal führte, nach Rumänien, dem Heimatlande, wohin nur Trümmer dieser unglücklichen Armeegruppe entkamen.“

7.—8. Oktober  
1918

Das war die eine rumänische Armee in Siebenbürgen. Die zweite stand in dem weiten Talkessel von Kronstadt. Von den Höhen steigen die Falkenhaynschen Heeressäulen hernieder. Nach der Schlacht bei Kronstadt, in dessen Gassen mit dem Bajonett gekämpft wird, flieht der Rumäne blind aus ungarischem Land.

„Wüste Haufen geraubter Beutestücke aus Siebenbürgen fallen den nachdrängenden Truppen auf den Bahnhöfen in die Hände.“ Genau wie in Ostpreußen bei dem „großen Bruder“, dem Russen.

Zwischen Verfolger und Verfolgte tritt, mit plötzlichem Wettersturz auf den Grenzpaß, der Hochgebirgswinter. Dazu zündet der Rumäne auf dem Rückzug seine eigenen Wälder an. Zäh arbeitet sich in Schneegestöber das Alpenkorps vorwärts, die Ju-

fanterie in Schuemänteln und mit Bergstöcken, Steigeisen an den Schuhen. Die Kanonen werden mit Zugochsen, selbst mit Seilwinden, auf die Bergkuppen gebracht. Pferde und Maultiere stürzen ab. Berge und Täler hallen vom Gefechtslärz.

In diesen Kämpfen findet, an der Spize seines Münchner Leibregiments, der „Leiber“, Major Prinz Heinrich von Bayern mit den vom Generalstab beglaubigten Worten „Noblesse oblige!“ (Adel verpflichtet!) den Heldenstand. Er war schon zweimal, das letztemal bei Fleurz vor Verdun, verwundet gewesen.

geb. 1884, ge-  
fallen 7. No-  
vember 1916  
Guli 1916

Auf kurze Zeit muß hier in den steil verschneiten Berghöhen die Alpentruppe im vollen Sinn des Wortes verschaffen. Inzwischen sammelt sich auf der breiten Donaufläche, vor der bulgarischen Hafenstadt S v i s t o v , ein 100faches Gewimmel von deutschen Panzerflugkanonenbooten, Motorbooten der deutschen Flotillen, t. u. t. Turmmontoren, Patrouillenbooten, Dampfschiffen, & armierten Raddampfern, Marine-Auferdetachements, Minenlegebooten — alles, was der weite Lauf der Donau an Schiffsplanken hergibt.

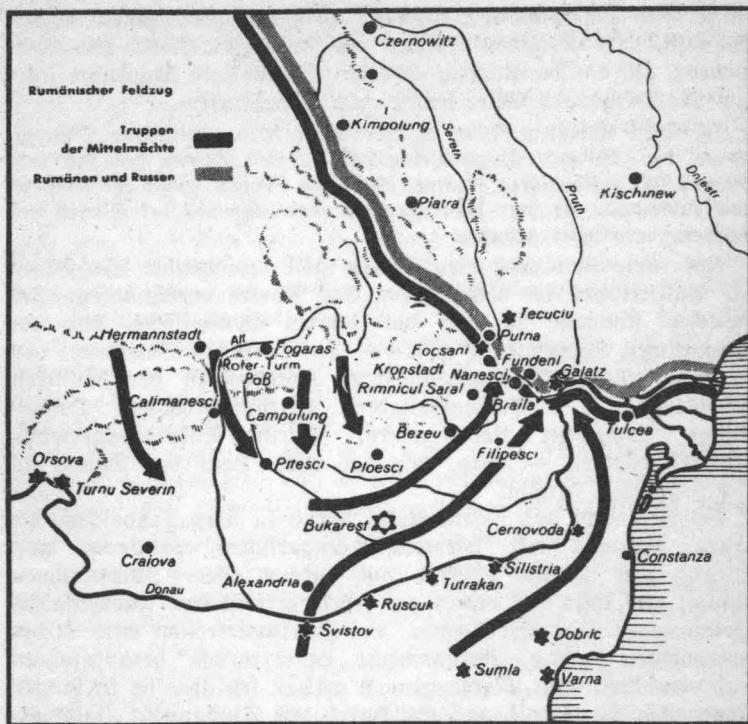
Bei Neumond und dicsem Nebel stoßen in aller Frühe leise die ersten Pontons mit österreichisch-ungarischen Pionieren vom Strand und landen glücklich am andern Ufer. Hinter ihnen dampft und töfft und rudert auf jedem erreichbaren Fahrzeug die Donauarmee über den Strom. Bei Scheinwerferlicht wird in der übernächsten Nacht die schwimmende „Herbertbrücke“ herangeschafft und verankert. Bei Morgengrauen wälzen sich über sie in langen Zügen das Reiterevolk und Stützwerk gen Rumänien. Feldmarschall v. Mackensen hat inmitten der Seinen auf dem deutschen Panzerboot „Weichsel“ das jenseitige Ufer gewonnen — wohl der einzige Feldherr der Weltgeschichte, dem zweimal der Übergang über die Donau im Angesicht des Feindes glückte.

28. November  
1916 4 Uhr  
morgens

Sein Ziel ist jetzt, in der weiten Ebene der Walachei, die Vereinigung seiner Donau- mit der Siebenbürger Armee, und von dort ist General v. Falkenhayn schon in siegreichem Anmarsch, nachdem er sich den Durchzug durch den wilden Sz u r d u k p a s s erstritten hat.

„24 Kilometer lang führte der Engpaß durch das Gebirge“, schildert der Generalstab. „Auf der einen Seite stieg die Felswand steil hinauf, auf der andern ging es jäh zum reißenden Tiefenfluß hinab. An manchen Stellen konnten noch nicht zwei Fahrzeuge aneinander vorbeifahren. Wo ein Wagen die Marschkolonne den Vorherrschern zuwider verließ, wurde er ohne Erbarmen in den Fluß geworfen.“

Das württembergische Gebirgsbataillon und pommersche Grenadiere voraus, windet sich der Heerwurm aus den Bergen. „Der Szurdulkapß“, schreibt Hauptmann Vogel, „hallte wider von dem Getrappel des Kavallerieliekorps. Der Durchbruch war gelungen. Die Verfolgung konnte beginnen.“



15. bis 17. November 1916

Verzweifelt wirft der Rumäne in den Kämpfen am Jiufluß, bei dem Städtchen Targa Jiu, seine Truppen unmittelbar aus den heranrollenden Eisenbahnwagen in das vernichtende deutsche Feuer.

Bon seinem 15. Infanterieregiment bleiben 80 Gefangene übrig. Die andern Tausende tot und wund.

Umsonst! Neuer Rückzug hinter den hoch angeschwollenen, zwischen steilen Felsenufern schäumenden Altfluß. Über den kam der Deutsche nicht! Schon ist die eine Brücke von vorausgaloppierten deutschen Reitern im Sturm genommen.

Rückwärts! Rückwärts! Der Rumäne zieht sich auf seinen letzten Flussabschnitt, den des Argesch, zurück, nur noch einen Tagesmarsch von Bukarest. Furchtbar umlammern ihn, selbst noch voneinander getrennt, von Norden und Westen her Falkenhayn, von Süden und Südwest Mackensen.

„Die Entscheidungsschlacht nahte“, schreibt der Generalstab des Feldheeres, „der Anfang vom Ende brach herein. Auf einem Halbbogen zusammengepreßt mußten Rumäniens Heere den ent-

scheidenden Schicksalstag erwarten.“ Der Tag der Doppelschlacht am Argesch, in der Donau- und Siebenbürger Armee sich die Hand reichen.

1. bis 8.  
Dezember 1916

Eine gewaltige Kraftprobe für Feldherrn und Truppe: solch eine Vereinigung in währender Feldschlacht! Wild schwankend die Kämpfe am 2. Tag. „Rettet euer schönes Vaterland vor den Horden der Barbaren [!]“ hat, in einem Aufruf vor dem Kampf, der rumänische Generalissimus seine Walachen und Moldavaner beschworen. Der 3. Tag steigert sich für die Mittelmächte zur siegreichen Schlacht, in der nur leider die beiden deutschen Heere sich zu einer Einheitsfront statt zu dem erstrebten Cannä zusammenschieben. So kann sich die rumänische Hauptmacht, wenn auch bös verzaust, in wildem Wirrwarr nach Nordosten retten.

„Fahrzeuge und Geschüze galoppieren“, schildern es die Mittkämpfer, „Infanterie eilt in wildem Lauf. In wüstem Wirrwarr pressen sich in den Dorfgassen zerschossene Fahrzeuge, Geschüze und tote Pferde über gefallenen Rumänen zusammen. Unterdessen hämmert die bayerische Artillerie in die zurückflutenden Massen. Die bayerischen Maschinengewehre rattern ununterbrochen. Infanterie, Reiterei, Artillerie, Kolonnen, alles wirdrettungslos zusammengeschossen. Schaurig sieht das Schlachtfeld aus. Überall zeugen hohe Berge von Leichen von der Wirkung unserer Feuerwaffen. Nun bewegt sich eine lange Marschkolonne hervor. Ist es heller Wahnsinn, der den Feind noch einmal zum Angriff treibt? — — — Weiße Tücher wehen und flattern — ganze Bataillone marschieren heran zur Übergabe!“

60 000 Gefangene allein auf diesem Kampfplatz. Im ganzen weit über 100 000. Unzählige Tote und Verwundete. Die Masse der rumänischen Heere in kopflosem Rückzug nach der Moldau. Die Hauptstadt vor dem Fall. Der Ministerpräsident Bratianu im Nervenzusammenbruch. Das Königspaar und alle Großen Hals über Kopf geflüchtet — so endet der Versuch des Balkankleinstaates, das Deutsche Reich zu töten.

Entsprechend ihrem wirklichen Kulturstand — nicht der Pariser Friedensbemalung — hatten die Rumänen bei Kriegsausbruch dem k. u. k. Gesandten Grafen Czernin nicht, wie gesittete Völker, die Pässe zugestellt, sondern ihn nach ehemaligem Türkobrauch mit seinem ganzen Personal und 150 Österreichern und Ungarn, darunter zahlreiche Kinder (!) in einem für 20 Menschen berechneten Haus interniert. „Das uns gebrachte Essen wurde immer schlechter und weniger“, berichtet der Diplomat, „und schließlich schnitten sie uns die Wasserleitung ab. Bei der tropischen Temperatur entstanden dadurch binnen 24 Stunden unhaltbare Zustände. Die Illusdiinstungen ließen sofort einige Menschen unter hochgradigem Fieber erkranken, und weder ein Arzt noch eine Apotheke war zu erlangen.“

Ehe er endlich über Russland heimkehren konnte, erlebte Graf Czernin die Zappelangriffe auf Bukarest, die den Rumänen den ersten Begriff vom Kriege beibrachten.

„Vorige Nacht ist der Zeppelin doch gekommen“, schreibt er in sein Tagebuch, „und gleichzeitig begannen alle Kirchenglocken zu läuten. Und plötzlich wird es ganz still und finster. Wie ein großes, böses Tier zieht sich die Stadt zusammen, still und verbissen. Nirgends ein Licht oder ein Laut. Plötzlich hört man ihn. Ganz deutlich hört man die Schrauben mahlen. Und da fällt auch die erste Bombe. Wie ein Windstoß hört es sich an, wie sie durch die Luft saust, und dann das Krachen der Explosion. Und wieder kracht es von allen Seiten und bellen die Maschinengewehre den freundlichen Mond an. Dann wird es still! Langsam verblasen die Sterne. Irgendwo weint ein Kind. In der Stille dieses Morgens klingt dieses Weinen unendlich traurig — das Echo von Millionen, die dieser furchterliche Krieg in die Verzweiflung getrieben hat.“

Dieser Luftriese über Bukarest war der aus einem bulgarischen Flughafen gekommene und noch öfters wiederkehrende „Z 181“.

„Wie rasend feuern die Abwehrbatterien“, schildert der Erste Offizier des „Z 181“ den Überfall. „In ohnmächtiger Hast jagen die Scheinwerfer am Himmel. In allen Fugen des Schiffes scheint es zu krachen. Aus unzähligen Rohren blüht es unter uns auf. Wir sind mitten über der Stadt. Im Pendelfernrohr fliegen die Ziele vorüber. Ein Drud auf den Knopf des Abwurfsapparats, und jedesmal saust eine schwere Bombe in die Tiefe. Die schügende Nacht nimmt ‚Z 181‘ auf. Fast drei Viertelstunden war das Schiff über der Stadt. Die wie ein wogendes Meer aufgewühlte Luft kommt langsam zur Ruhe. Wir sind aus der Hölle von Bukarest heraus. Hell schimmern unter uns die Wellen der Donau. Das bulgarische Ufer winkt uns freundlich einladend mit seinem gastlichen Gestade.“

Bukarest wurde bombardiert, weil es eine Festung mit einem Gürtel von Außenforts war. Aber der Porträt der nun, nach der Schlacht am Argesch, heranziehenden Kriegsvölker der Mittelmächte hat abgesessen zur Geisterzeit im Handstreich ein Vollwerk gestürmt. Fast kampflos betreten im Morgenrot die deutschen Feldgrauen von der Alexanderkaserne und dem Arsenal her die lange, menschenleere „Siegesstraße“ der Landeshauptstadt.

Noch weit über Bukarest hinaus bis zum Donaudelta und dem wichtigen Getreidehafen Braila geht der Stoß der deutschen Riesenfaust. Dann gebietet der Winter Ruhe. Der Russe war dem Rumänen zu matt und zu spät zu Hilfe gekommen. Der Engländer hatte in seiner Weise geholfen. Er hatte in der Gestalt des Obersten Thomson die Rumänen gezwungen, nach dessen sachkundiger Anweisung ihren kostbarsten Besitz, die Petroleumbohrlöcher von Ploesti, zu zerstören, die Raffinerieanlagen in Brand zu steken, die Sonden zu verstopfen. Ein Teil blieb trog dieses Freundesdienstes erhalten.

Zum Glück verfügten die Mittelmächte außerdem über die reichen galizischen Erdölquellen. Trotzdem sagt Ludendorff: „Wie sollten wir ohne das Getreide und Öl Rumäniens leben und

6. Dezember  
1916

4. Januar  
1917

Krieg führen?" Einen gewaltigen Schritt vorwärts sieht er, „um weiter leben zu können, in dem Sieg über Rumänien“, das bei seiner militärischen Minderwertigkeit wahrscheinlich schon zu Falkenhayns Zeiten leicht zu entwaffnen, ja sogar auf Seiten der Mittelmächte zu drängen gewesen wäre.

### Das Hindenburgprogramm

Es gibt ein physikalisches Gesetz: „Schreden vor der Leere“, Drang jeder Materie, leeren Raum mit sich selbst zu füllen.

Es gab eine solche gähnende Leere in Deutschland: die Willenslosigkeit der Reichsregierung.

Es gab eine solche gewaltige Materie in Deutschland: den Kriegswillen des Reichsheeres, verkörpert in Hindenburg und Ludendorff.

Aus dem Donner der Front zuckte jetzt der Blitz dieses Kriegswillens in das Nebelgrau, das Bethmann-Hollwegs matte Müde über Deutschland legte.

„Hol' man den Beth weg!“ statt „Bethmann-Hollweg“ — hieß es schon lange im Volksmund. Schrecklich die ratlose Gegenfrage: Wer an seiner Stelle? Er war ein Typ: der nüchterne, peinlich pflichttreue, übergewissenhafte Beamte! Solche hatten wir viele! Aber wo ein Feuerkopf wie Lloyd George, ein „Tiger“ wie bald in Frankreich Clemenceau, eine Brandfackel wie in Italien d'Annunzio, jener ein Rechtsanwalt, dieser ein Arzt, der legte ein Dichter! Solche Aufenseiter wären von dem geregelten Mechanismus des deutschen Mandarinentums nur als störende Fremdkörper empfunden worden! Es mußten die beiden überlebensgroßen Aufenseiter in Feldgrau kommen, um gegen den englischen Wirtschaftskrieg die deutsche Kriegswirtschaft zu retten.

Kriegswirtschaft? Sie arbeitete ja: dies ganze Jahr hindurch waren ja die Kriegsgesellschaften, die Kriegsstellen, die Komunalverbände wild ins Kraut geschossen.

Diese seelenlosen Behörden erfähten. Aber sie erzeugten nicht. Sie verteilten. Über sie vermehrten nicht. Sie bestrafen. Über sie ermunterten nicht. Sie lähmten den Willigen im Wirtschaftsleben durch misstrauische Schnüffelei, Sperrposten an den Bahnhöfen, aufgerissene Postsendungen, durchstöberte Rucksäcke, ewige Verbotmühle mit dem Jahr Gefängnis und den 10 000 Mark Geldstrafe. Der grüne Tisch sah keine sittlichen Mächte in deutschen Menschen, sondern nur zu bevorstehende Untertanen.

Dagegen nun der gewaltige Gedanke des Hindenburgprogramms — weit über den militärischen Bereich des Führers im Feld die führerlose Heimat umfassend: ganz Deutschland ein einziger großer

Schüngengraben der Kriegsversorgung. Die ganze Heimat hinter dem Heer. Mit Menschen und mit Mitteln.

Schon gingen die 19jährigen an die Front. Aber die 46jährigen konnten daheim machen, was sie wollten. Alle Frauen waren frei von öffentlichen Pflichten.

Zu diesen Männern über die Mitte 40, die als freie Arbeiter — sogar in Form von Streiks — sich durch die Gewerkschaften hohe Tariflöhne sicherten, kamen die noch Dienstpflichtigen, aber für kriegswichtige Betriebe daheim „Reklamierten“, die dort ihre Einkünfte ebenfalls nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot regelten. Die Kriegsindustrie aber überbot sich in hohen Löhnen, da auch die Heeresverwaltung, wenn sie nur rasch und gut das Nötige erhielt, gar nicht erst nach den Preisen fragte und fragen konnte. Oft blieb sogar der Preis bis zur Ablieferung der Fertigwaren offen, zumal wenn das Rohmaterial zu vorher nicht zu berechnenden Risikoprämien aus dem neutralen Ausland kam, Schiffe mit schwedischem Schwefelkohle an der holländischen Grenze „strandeten“ und die Ladung dann zu Lande, von der englischen Blockade ungestört, ihren Weg nach Deutschland fand.

„Die Einführung der Arbeitsdienstpflicht hatte große sittliche Bedeutung“, schreibt Ludendorff. „Sie hätte auch den großen praktischen Vorteil gehabt, daß das Reich die Löhnsungsverhältnisse der Arbeiter in die Hand bekam. Es war eine der störendsten Ungerechtigkeiten dieses Krieges und mußte von dem Soldaten auch so empfunden werden, daß er, der sein Leben täglich in die Schanze schlagen mußte, viel schlechter stand als ein Arbeiter, der in gesicherten Verhältnissen leben konnte. Während dieser für sich, Frau und Kinder verdiente, mußte er mit Sorge an seine Zukunft und an seine Familie denken. Der Drang aus dem Heer in die Heimat, der schon in dem Gefühl der persönlichen Sicherheit seine Erklärung findet, besaß in dem Familiengefühl eine ideale Grundlage.“

Eine Entlastung brachten der deutschen Heimatarbeit nur die zahllosen unbefoldeten russischen Kriegsgefangenen, ohne die die deutschen Felder nicht hätten bestellt werden können. Genügen konnte dies primitive Menschenmaterial nicht.

So entstand — stark, groß, kurz und bündig — der Entwurf des „Vaterländischen Hilfsdienstes“: Wehrpflicht für alle deutschen Männer vom 15. bis zum 60. Lebensjahr, allgemeine Dienstpflicht für deutsche Frauen.

Um Gesetz zu werden, brauchte der Entwurf die Zustimmung der Mehrheit des Reichstags, das heißt der Linksparteien und der hinter ihnen stehenden Gewerkschaften.

Der Deutsche Reichstag von 1913! Diese Sammlung meist mittelmäßigster Köpfe war nach ihrer ganzen Zusammensetzung geistig und moralisch in ihrer Mehrheit unfähig, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun! Was dem Reichstag vor die Finger kam, betrachtete er wie selbstverständlich nicht sachlich, sondern als ein Schachobjekt zwischen den Parteien und der Regierung, um für die Interessen der eigenen Wähler, unbekümmert um das Ganze, möglichst

viel herauszuschlagen. Wichtiges vermag er nicht von Nichtigem zu unterscheiden. Den Wert der Zeit kennt er so wenig wie ein Kind. Darunter litten damals schon die maßgebenden Männer.

„Andererseits“, schreibt der Reichsinnenminister Helfferich, „lehnte sich mein an praktische Arbeit gewohnter Sinn gegen die Arbeitsmethoden des Reichstags auf, der immer wieder in endlose Debatten und öde Parteipolitik zurückfiel, während draußen Stunde für Stunde um Leben und Tod der Nation gerungen wurde und uns allen die Not des Vaterlandes auf den Nägeln brannte.“

Und Hindenburg: „Das Gesetz kam schließlich zu Stande auf dem Boden innerpolitischer Handelsgeschäfte, nicht aber auf dem tiefgehenden der vaterländischen Stimmung.“

Wenn es nur die unentwegten Kleinsager gewesen wären! Bei denen wußte man wenigstens, woran man war. Das Schreckliche waren, wie immer in großen Zeiten, die Männer der Mitte, die ewig Halben, die zwischen Einsicht und Schwäche Schwankenden, deren weichliches Denken die Dinge umbog, ihnen Wert und Wirkung nahm. „Die Lage ist verzweifelt, aber nicht ernst!“ ließ der Wiener Witz diese Wohlmeinenden orakeln. Sie taten auch hier ihr Werk.

Der Reichstag nahm das Hilfsdienstgesetz an. Mit 235 gegen 19 Stimmen der „Unabhängigen Sozialdemokraten“ (U-Sozialisten), die sich schon früher von der marxistischen Hauptpartei getrennt hatten.

2. Dezember  
1916

24. März 1916

Aber wie sah das Gesetz aus? Die Jugendlichen zwischen 15 und 17 waren aus ihm verschwunden — gerade die unreisen, leicht zu verhegenden Jahrgänge, auf die der Staat besonders seine väterliche Hand hätte legen sollen! Von den Frauen war überhaupt nicht mehr die Rede! Die jungen Fabrikarbeiterinnen der kriegswichtigsten Betriebe konnten streiken, von der Arbeit ausbleiben, sie durch unnötigen Stellenwechsel stören, wie sie wollten! Aber auch den männlichen Arbeitnehmern gestattete auf Drängen der Sozialdemokratie Paragraph 9 die Kündigung zwecks „angemessener Verbesserung der Arbeitsbedingungen“ — mit andern Worten geradezu ein Anreiz zu Arbeitseinstellung und Lohnstreiberei und damit zu neuer Ungerechtigkeit gegenüber dem Schürgengraben — genau das, was durch den Entwurf vermieden werden sollte.

„Das Hilfsdienstpflichtgesetz“, urteilt Ludendorff, „war nicht Fisch noch Vogel, wir hatten etwas Ganzes gewollt. Dieses Gesetz war in Pragis nur ein Wechselbalg.“

Ein neuer Orden aus Anlaß des Gesetzes: das graue achtspitzige Verdienstkreuz für Kriegshilfe am schwarzweißgestreiften, rotgeränderten Band.

Entlastet wurde das Heer durch das neue Heimataufgebot nicht. Im Gegenteil: es mußte in diesem Winter 125 000 Mann — eine ganze Armee — aus der Front als Facharbeiter in die Fabriken des Hinterlandes abgeben. Später wieder, mitten in neuen blutigen Kämpfen, 50 000 Bergleute in die deutschen Kohlenreviere.

1916/1917

Mai/Juni  
1917

Denn das Hindenburgprogramm umfaßte nicht nur das Aufgebot aller Menschen, sondern auch aller Mittel für den Krieg, und

nur für den Krieg. Die ganze deutsche Industrie, soweit sie nicht unmittelbar der Volkernährung diente, sollte sich auf den militärischen Kampf um das Dasein einstellen, alle nicht kriegswichtigen Betriebe stillgelegt oder in kriegswichtige umgestaltet werden.

Es wird das „Kriegsamt“ errichtet und General Groener, dem Chef des Feldeisenbahnwesens, übertragen. Er genießt — darauf legt man schon Wert — das Vertrauen der Gewerkschaftssekretäre und wird diese Verbindung bald noch enger gestalten. Das Kriegsamt umfasst ein Ersatz- und Arbeitsdepartement, die bisherige Kriegsstoffabteilung und die neue „Wumba“, das Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt.

Alle Energie der deutschen Kriegsführung auch in der Führung der deutschen Kriegswirtschaft: Kohlen! Viel mehr Kohlen! Troß der polnischen, belgischen, französischen in unserem Besitz befindlichen Gruben! Kupfer für die Führungsringe der Granaten aus Serbien, Holz für die Schüengräben aus Russland, Petroleum und Benzin aus Rumänien, Maschinen und Maschinenteile aus dem belgischen und dem russisch-polnischen Industrievier. Flachs aus Litauen. Mit den Hilfsmitteln und Rohstoffen der eroberten Länder, selbst mit den eingeschmolzenen Kirchenglocken der Heimat, wächst in Deutschland die Kriegsindustrie des Hindenburgprogramms aus dem Boden.

Und doch sah sich auch dieses gigantische Vorhaben bald und immer wieder an den Grenzen des noch Möglichen. Die Untertaßungsfünde des Friedens waren nicht mehr gutzumachen. Nur zum Teil noch nachzuholen die erst wirtschaftliche, dann seelische Tatlosigkeit der Reichsregierung in den beiden ersten Kriegsjahren und jetzt eben noch die sträfliche Kurzsichtigkeit des Reichstags. Die zur Kriegsführung nötigen Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Heimat überstiegen alles Menschenmögliche.

Wer, wie der Verfasser, sich in dieser Zeit öfters in Kriegsbetrieben befand, hörte immer wieder den Stockaufzer: „Wir können Lokomotiven oder U-Boote oder Flugzeugmotoren herstellen, aber nicht alles zugleich!“

Zu der wirtschaftlichen Mobilisierung hätte jetzt auch eine politische kommen müssen! Es hätte dem deutschen Heer und dem deutschen Volk ein klar erkennbares und erreichbares Kriegsziel gezeigt werden müssen, in dem sich Denken, Wollen, Handeln des ganzen Vaterlandes einen konnte. Das wäre schon lange eine Aufgabe der Reichsregierung gewesen. Mit anderen Worten: ein „Hindenburgprogramm“ universeller, nicht nur industrieller und materieller Art. Es geschah nichts.

Man konnte den Reichskanzler v. Bethmann niemals so bleich im blauen Dragonerrock, nervös an den weißen Handschuhen zupfend, sehen als beim Aussteigen auf der Rampe des Reichstags, wenn drinnen

Anfragen wegen der Kriegsziele aus der Mitte des Hauses drohten. Jede öffentliche Erörterung der Kriegsziele war durch Zensur verboten. Aber in dem „hohen“ Hause — was darin hoch war, weiß der Himmel! — erfreuten sich die Abgeordneten der Immunität, und der jüdische Abgeordnete Hugo Haase, bis dahin Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei, tobte unter allgemeinem Tumult gegen die „Kriegsverlängerer“. Ebenso stimmte der Abgeordnete Friedrich Ebert, der spätere Reichspräsident, im Namen der sozialdemokratischen Fraktion mitten im Krieg gegen den Etat des Deutschen Reichs, weil das Klassenwahlrecht in Preußen noch nicht abgeschafft sei!

geb. 1863,  
von einem  
Gefinnungs-  
genossen vor  
dem Reichs-  
tag ermordet  
1919  
1871—1925

War ein ehrenhafter Frieden vorerst nicht zu erhalten — und so war es in der Tat —, dann mußte man das dem Volk offen sagen, um seinen Widerstand zu stählen. Aber man durfte nicht einfach schweigen. Man mußte eine öffentliche Meinung bilden. Sonst führten die Maße des Weltkrieges zu Missverständnissen.

Sehr schwer zum Beispiel, den Nichtmilitär davon zu überzeugen, daß wir im Osten keinen Angriffskrieg führten, sondern die Bodenschäge der eroberten Ländermassen gegen die Wirtschaftsblockade des Westens als das tägliche Brot brauchten. Oder eine Dame: „Wir haben doch seit Jahren ganz Belgien besetzt. Einen Teil Frankreichs. Wir haben also doch besiegt!“ Und schwierig die Umgehung der einzigen eigentlich richtigen Antwort: „Deutschland ist ein Mann, der gleichzeitig pflügen, schmieden und fechten soll! Das Dreifache von dem, was Menschen-schultern tragen können, lastet auf uns!“

Natürlich sprudelte der öffentlich unterdrückte Gedankenaustausch über die Kriegsziele überall wie Springquellen aus dem Boden. Soviel Menschen, soviel Meinungen. Die Beobachtung und in gewissem Sinne Überwachung des Kriegserlebnisses in der Heimat war Sache des Kriegspreßamts mit der Cheffstelle bei der Obersten Heeresleitung, dem Sitz in Berlin.

Das Kriegspreßamt — unter General v. Falkenhayn als Generalstabschef schon im Vorjahr gegründet — hatte 3 Abteilungen: eine Inland-, eine Ausland- und eine Oberzensurstelle. Es trug, seinem Wesen nach, keinen journalistischen, sondern einen wesentlich militärischen Charakter, wie es sich auch von Eingriffen in den Betrieb der einzelnen Zeitungen fernhielt. Natürlich vertrat es mit Entschiedenheit eine entschlossene Kriegsführung und Kriegspolitik, um so mehr noch, nachdem Feldmarschall v. Hindenburg die Leitung des Kriegs übernommen, und sah sich so bald einer Abwehrfront des Abgeordneten Erzberger, des „Berliner Tageblatts“, der „Frankfurter Zeitung“ gegenüber.

14. Oktober  
1915

29. August 1918

„Die Reichsleitung“, schreibt der Oberstleutnant W. Nicolai von der Abteilung III B des Generalstabs des Feldheeres, dem das Kriegspreßamt unterstellt war, „sah untätig zu. Sie verspielte ihre Autorität bei Behörden und Presse. Das Auswärtige Amt vernachlässigte die deutsche Presse und bevorzugte die ausländische. In Fragen der inneren wie der äußeren Politik wurde die Autorität der Reichsleitung Gangball zwischen Behörden, Presse und Parteien.“

Also auch hier wieder der Schrecken vor der Leere — der Zwang für den Soldaten, die Unfähigkeit der Wilhelmstraße auf einem ihm fernliegenden Gebiet auszugleichen. Gerade in diesem Jahr ein „politisch Lied“: Im Deutschen Reichstag, im Preußischen Abgeordnetenhaus, im bayerischen und sächsischen Landtag war stürmisch die Freigabe der Erörterung der Kriegsziele verlangt worden und, als Voraussetzung dafür, die Lockerung der Militärsensur.

Die Reichsregierung hatte ihre eigene „Militärische Stelle im Auswärtigen Amt“ (M. A. A.) und eine Presseabteilung. Sie ließ das Kriegspresseamt der Obersten Heeresleitung über ihre wichtigsten politischen Vorhaben im dunkeln. Darob Briefwechsel zwischen Ludendorff und Bethmann-Hollweg: „Es blieb alles beim alten.“

Der amtlich gehemmte Drang nach Kriegszielen entlud sich unzusammenhängend, widersprüchsvoll da und dort. Versammlungen der Großindustrie in Berlin, mit dem gewaltigen Plan einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft, die auch die belgischen Fabrikschlotwälder, die nordfranzösischen Gruben, die polnischen Industriegebiete sich eingliedern sollte. Offen hochverräterische, in unverantwortlicher Blindheit geduldete pazifistische Umtreibe der v. Gerlach, Foerster, Quiddie. Ein Gewimmel von nicht ernst zu nehmenden Geschäftshubern im In- und Ausland. „Friedensexpeditionen“ prominenter Amerikaner, wie Henry Ford, in letzter Stunde, deren Europafremdheit man Rücksicht schuldig war. Sehr wichtig der Fünfziger aus schuß des Reichstags, der, außer den Militärsstellen, allein wußte, wie es „draußen“ stand. Die Bundesfürsten selber wußten es nicht. Vertrauliche allwöchentliche Abendvereinigungen von Offizieren, Abgeordneten und sonstigen Leuten des Berliner öffentlichen Lebens — die eine am Potsdamer Platz, in der man häufig dem Grafen Zeppelin begegnete, ganz „Herr Hindenburg!“ — eine andere in der Neustädtischen Kirchstraße wohl mehr im Geiste Bethmanns.

Eine ganz gefährliche Brutstätte aller nur erdenklichen Stänkerien war das politische Privatbüro des Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger in der damaligen Königgräßer Straße in Berlin. Dieser größte politische Schädling Deutschlands hatte seine Finger überall, namentlich aber in Wien und Rom. Von den zahlreichen Bürokräften, die der einstige schwäbische Schulmeister beschäftigte, waren über die Hälfte Ausländer.

So die Lage Deutschlands um die Jahreswende. Durch 2½ Kriegsjahre hatte die matte deutsche Politik nicht verstanden, die Siege der deutschen Strategie in diplomatische Erfolge umzumünzen. Sie begnügte sich damit, das herrliche, von Opferwillen glühende Heer vor immer neue Feinde, immer neue Feldzüge zu

Umfang  
Januar 1916

1916/1917

stellen, und wenn wiederum durch schier unbegreifliche Hingabe und Kriegskunst noch einmal der Sieg errungen war, daheim, statt ihn auszunützen, ihr letztes bishen Entschlusskraft an jüdische Journalisten, marxistische Volksverräter, mondsüchtige Parasiten, politische Kriegsgewinnler vom Schlag Erzbergers zu verlieren.

So konnte Ludendorff von diesem Jahresende schreiben: „Unsere Lage war ungemein schwierig und ein Ausweg kaum zu finden. Bei einem Hinziehen des Kriegs schien unsere Niederlage unausbleiblich. Beruhigendes lag nur in dem stolzen Gedanken, daß wir bisher dem überlegenen Gegner getroht hatten. Der Reichskanzler trat mit dem Vorschlag heran, den [feindlichen] Mächten einen Friedensantrag zu machen. Ich war damit durchaus einverstanden und innerlich froh, wenn ich auch in Einschätzung des Vernichtungswillens unserer Feinde dem Vorschlag gegenüber skeptisch blieb.“

1916

45

### Das Friedensangebot

Die einzige — nicht Hoffnung — nur Möglichkeit für Deutschland, im Kampf gegen die Welt Luft, Elbogenfreiheit, Rückendeckung zu bekommen, das ist eine Sinneswandlung des Zaren.

Nichts hatte Nikolaus II. in dem Kriege erreicht, in den er, ein Held der Schwäche, seine Völker stürzte! Die weiten Gebiete der „Fremdstämmigen“, die Russland seit den Tagen der „Alten Katharina“ unterworfen hat und, wie der Gletscher den Schutzwall der Moräne, vor seinem eigentlichen Nordreich her nach Europa hineinschiebt — Polen, Litauen, halb Lettland — sind an die Deutschen verloren. Der Österreicher hält. Der Riegel der Dardanellen hält. Die Ostsee ist gesperrt. Der russische Riese sitzt im Kerker, hermetisch von der Welt abgeschlossen. Er fühlt sich aus Europa hinaus- und nach Asien zurückgedrängt. Er fühlt sich gedemütigt in seinem seit Jahrzehnten gezüchteten breitspurigen und barbarischen Größenwahn.

Gerade deswegen wollen nicht nur die „echt russischen“ Leute, sondern auch die westlich-liberal eingestellten Intellektuellen, die sich vor den Engländern und Franzosen schämen, die Fortsetzung des Kriegs.

Krieg reimt sich nur auf einer Seite auf Sieg. Und die ist hier die deutsche. Ist für Russland der Sieg nicht zu erringen, dann wenigstens ein Frieden, der Russlands Ehre rettet! Ein Frieden, bei dem es seinen Friedensbesitzstand an Vänderumfang wahrt. Seine Einbuße an Menschen kann es verschmerzen. Die wachsen nach.

Unmöglich aber ist, weil dies den Zaren seinen ohnehin schon wankenden Thron kosten würde, ein Verzichtfrieden mit der Abtrennung Kongresspolens von Russland oder gar der Ausrufung eines unabhängigen polnischen Königreiches. Sein Monarch müßte katholisch sein — wahrscheinlich ein Habsburger oder Wittelsbacher, wenn nicht ein Mitglied des polnischen Hochadels — und sich ebenso dem Einfluß der orthodoxen Romanows wie der protestantischen Hohenzollern entziehen. Da Polen und der polnische Teil Westpreußens natürlich beim Deutschen Reich verbleiben sollte, ist mit dem sofortigen Auflammen einer sarmatischen Irredenta und Zusammenstößen Preußens mit dem neuen Nachbarstaat zu rechnen, der sich der „unerlösten Brüder“ drüben annimmt. Andererseits werden die in Österreich mächtigen galizischen Polen das neue Staatsgebilde immer enger an das Donaureich heranziehen, dadurch das uns blutverbundene Deutschtum Österreichs schwächen und die uns befreundeten Magyaren mit neuer Slawengefahr bedrohen!

Die Verkündung eines Königreiches Polen ist also ziemlich das Dümmste und Schädlichste, was man vom deutschen Standpunkt aus tun kann. Aber es ist eine halbe Maßregel und schon darum nach dem Herzen Bethmann-Hollwegs. Er entfaltet eine ganz ungewohnte Energie, um nach dem „Unrecht an Belgien“ seinen zweiten verhängnisvollsten Fehler als Staatsmann zu begehen. Er erreicht es: daß von den Mittelmächten besiegte Russisch-Polen wird zum Königreich ausgerufen.

Die Heeresleitung? Ein schwerwiegender Irrtum des deutschen Generalgouverneurs in Warschau v. Besecker: er glaubt — unsäglich für jeden, der Polen auch nur oberflächlich kannte, — gleich nach Gründung des Königreichs ein polnisches Nationalheer von 2, 3 Armeekorps in die Fronten der Mittelmächte einreihen zu können. Allerdings kämpfte Josef Pilsudski, der spätere Marschall, damals noch auf Seiten Österreichs. Aber die polnischen Emigranten in Paris, an der Spitze Ignaz Paderewski, waren auch nicht untätig. Massen von Fahnenflüchtigen traten als Polnische Legion an der Westfront in die Reihen der Entente. Feldmarschall Conrad von Hözendorf, der Österreich, kannte die polnische Seelenverfassung. Er warnte vor der Aufstellung einer Armee in Polen — und behielt recht. Wenige meldeten sich. Sie warteten alle auf die Entente und auf das ganze Polen. Schließlich schwenkte auch Pilsudski in die gegnerische Front ein.

In der russischen Reichsduma aber mußte unter dem Geheul der Linken „Nieder, nieder mit dem Verräter!“ der Ministerpräsident Stürmer — trotz seines deutschen Namens ein Polkrusse — von der Tribüne flüchten und vom Amt zurücktreten! Es war jetzt dank Bethmann sicher, daß der Krieg mit Russland weiterging, das

4. November  
1816

1867—1935

geb. 1860

1848—1917

28. November  
1918

gerade eben durch eine neue Bahn längs der Murmanischen Küste bis zum Nördlichen Eismeer sich eine, wenn auch schwierige, Munitionsverbindung nach dem Westen geschaffen hatte. Tausende von deutschen Kriegsgefangenen sind bei dem Bau dieser Bahn dem eisigen Klima, dem Hunger und der Zwangsarbeit erlegen.

Ein Fanal in Wien! Im Speisesaal des Hotels „Mleißl und Schadn“ am Graben erscheint der Sohn des Sozialistenführers und Juden Viktor Adler, des späteren Außenministers, den Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh. Die fast ungewöhnlich bleibende Mordebat dieses jungen Friedrich Adler — das ist der erste Rotkoller des Austromarxismus. Ein furchtbares Zeichen österreichischer Zukunft . . .

1852—1918  
21. Oktober  
1916

In den Todesschuß feierlich die Totenglocke von St. Stephan und von allen Kirchen Wiens: Kaiser Franz Joseph ist nicht mehr. Nahe den 90 ist er dahingegangen. Mit ihm stirbt das alte Österreich. Stirbt der Habsburgergedanke, der allein noch die bunte Musterkarte der Menschheit zwischen dem Bodensee und Montenegro zusammenhielt.

21. November  
1918

„Die beiden Kaiser in der Kapelle der Hofburg an dem Sarg in stilllem Gebet kniend“, schildert General v. Cramon, „die kaiserlichen Leib- und Trabantengarden in ihren historischen Uniformen — dies alles wirkte ergreifend. Die alte spanische Hofetikette trat in das volle Licht ihres Poms. In der Kapuzinergruft, wo so viele der österreichischen Kaiser schon schlummern, wurde Franz Joseph I. zur letzten Ruhe beigesetzt.“

In dem tschechischen Städtchen Brandeis an der Elbe, ganz dicht bei Prag, stand in Friedenszeiten das uralte, schon 1863 errichtete k. u. k. 7. böhmische Dragonerregiment und in dem Regiment als Rittmeister Erzherzog Karl Franz Joseph von Österreich. Ein Jahr vor dem Krieg war er als Major in das 39. ungarische Infanterieregiment in Brod an der Save und Debreczin gekommen, das den Namen des Freiherrn Conrad von Hökendorf trug.

1887—1922

Niemand machte bis dahin viel Wesens um den jungen Prinzen. Er hatte nicht die nächste Anwartschaft zur Krone Habsburgs, sondern sein Vatersbruder, der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, morganatisch allerdings, vorläufig ohne Erbsfolgerecht seiner beiden jungen Söhne, vermählt, aber, erst zu Anfang der Fünzig, in voller Rüstigkeit.

Plötzlich das Blut von Serajewo, die Glut des Weltkriegs. Erzherzog Karl, noch nicht 30jährig, der künftige Herrscher der Völker Habsburgs, im Krieg zuletzt Kommandant des 20. Armeekorps in Tirol. Nun plötzlich der letzte Kaiser von Österreich, König von Ungarn.

21. November  
1918

„Kaiser Karl war als Knabe wenig begabt, schwerfällig, aber gutmütig und mitfühlend“, schildert ihn der österreichische General Krauß. „Er war leicht zu leiten und zu beeinflussen und dem Guten zu zuwenden.“

Niemand kümmerte sich um die Erziehung des Prinzen für den Thron. Sein Vater [der ausschweifende Erzherzog Otto] war wohl am wenigsten geeignet, guten Einfluß zu nehmen. So tritt bei Kaiser Karl neben dem zweifellos vorhandenen Willen, das Beste zu tun, eine Reihe von Charakterzügen hervor, die nur auf das Schubdkonto der Umgebung gesetzt werden müssen.

Das gute Herz und die Gutmütigkeit sind dem Kaiser geblieben. Es war sein größtes Streben, Gutes zu tun, Freude zu bereiten. Dazu gehörte die schrankenlose Verleihung von Orden. Als der Kaiser eben eine niedere Adelsfamilie in den Grafenstand erhoben hatte, äußerte ein in ähnlichen Familienverhältnissen Stehender, er habe ebensoviel Anspruch auf den Grafentitel. Als dies dem Kaiser hinterbracht wurde, sagte er: „Was? Graf will er werden? Aber ja!“

Aus diesem „goldenem Wiener Herzen“ heraus versuchte Kaiser Karl sogar alles Ernstes die in vollem Abfall begriffenen Tschechen zu versöhnen. Im Gefängnis in Wien befanden sich, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, einige ihrer Führer, Dr. Karl Kramarsch, Dr. Rašchin, ein Redakteur, ein Beamter. Außerdem die Frau des Politikers Eduard Benesch und die Tochter des späteren Präsidenten der Tschechoslowakei Thomas Masaryk. Ein Gnadenakt des jungen Kaisers wandelte die Todesstrafe in Kerkerhaft, die Freiheitsstrafe in Freiheit.

Neue Männer. Von ragenden Köpfen war der jenseits der Leitha allmächtige ungarische Ministerpräsident, der wilde und kriegerische Vollblutmadjar Graf Tisza, noch nicht zu stürzen. Aber Feldmarschall Conrad von Högenдорf tritt von der k. u. k. Heeresleitung zurück und übernimmt die Front in Tirol. Minister des Äußeren wird Graf Ottokar Czernin, ein böhmischer Grande und gewiefter Diplomat.

„Ein kluger und weltgewandter Mann“, beurteilt ihn Ludendorff, „eine gebildete und liebenswürdige Persönlichkeit und der Wilhelmstraße weit überlegen. Er suchte den Frieden, jedoch nur in Gemeinschaft mit Deutschland. Er erwies sich dabei als ungemein geschickter Sachwalter der Donaumonarchie. Gegenüber seinem Kaiserlichen Herrn trat er mit ruhiger Sicherheit auf.“

Die Franzosen haben ihren Generalissimus, den „Papa“ Joffre, plötzlich abgesägt. Aber sein Nachfolger bei den Nordarmeen, der General Robert-George Nivelle, wird im nächsten Jahr bei seinen Truppen der „Blutsäuer“ heißen! Nirgends ist beim Feind ein Nachlassen des Kriegswillens zu spüren. Und doch geht jetzt eben das Wort „Friede“ durch die Welt . . .

Schon im Frühjahr hatte der Präsident der Vereinigten Staaten Wilson in einer Ansprache an die Amerikanische Friedensliga feierlich als Prophet des fünfzigen Völkerbundes (das heißt der Versailler Organisation zur Fortsetzung des Weltkrieges im Frieden) die Worte gesprochen: „Erst dann, wenn die großen

geb. 1860

geb. 1884

3. Juli 1917

22. Dezember  
1918

18. November  
1918  
1885–1924

27. Mai 1916

Staaten der Welt einen brauchbaren Weg zu gemeinschaftlichem Handeln gefunden haben — erst dann können wir die Empfindung haben, daß die Kultur endlich dabei ist, ihr Dasein zu rechtferigen.“

„Diese Rede“, urteilt der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, „zeigt alle Merkmale der Rhetorik Herrn Wilsons: glänzende Beherrschung der englischen Sprache, blendende Fülle der Worte und nebelhafte Sagibildung, welche nur Eingeweihten das Ziel klar zeigt.“

Zu den „Eingeweihten“ hat der „ewige Deutsche“ nie gehört! Noch im Zusammenbruch des Krieges und Reiches ließ er sich durch Wilsons heuchlerisches Lippenwerk und seine 14 Punkte betören!

Von da ab sah man 6 lange Monate nichts mehr von der amerikanischen Taube mit dem Ölzweig. Professor Woodrow Wilson war bis in den Spätherbst zu sehr mit seiner Wiederwahl beschäftigt. Das amerikanische Volk sicherte sich ihn dann auch für die nächsten 4 Jahre.

Aber auch jetzt behielt er einen von ihm verfaßten Friedensvorschlag vorläufig in der Schublade. Die Zeit verrann. Kaiser Wilhelm entschloß sich, an Stelle Wilsons zu handeln.

„Den Vorschlag zum Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat“, schreibt er an den Reichskanzler. „Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der sich Gott verantwortlich fühlt. Ich habe den Mut, ich will es auf Gott wagen.“

6 Wochen später übergab die Reichsregierung den Berliner Vertretern der neutralen Mächte das deutliche Friedensangebot mit der Bitte um Weiterleitung an den Feindbund. Sein Hauptfaß lautete:

„Getragen von dem Bewußtsein ihrer militärischen und wirtschaftlichen Kraft, zugleich aber von dem Wunsch beseelt, den Greueln des Krieges ein Ende zu bereiten, schlagen die vier verbündeten Mächte vor, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten. Die Vorschläge, die sie zu diesen Verhandlungen mitbringen werden, bilden nach ihrer Überzeugung eine geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauerhaften Friedens.“

Hätten wir besser getan, diese Vorschläge jetzt gleich in dieser Note genauer zu bezeichnen, um vor dem Gewissen der Welt die Gegner, falls sie sich trotzdem von vornherein von dem Verhandlungstisch fernhielten, als die wahren Friedensfeinde zu entlarven? „Diplomatisch“ wäre es nicht gewesen, voreilig seine Karten aufzudecken! Seelisch und sittlich vielleicht ein füherer Griff! Geholfen hätte es so und so nichts! Das bewies schon in den nächsten Tagen das Wutgeheul von Themse, Tiber, Seine und Newa.

„Ein Manöver, um die Gewissen zu verwirren und die Völker zu demoralisieren!“ schreit am nächsten Tag in der französischen Kammer der Ministerpräsident Aristide Briand. „Ein hinterlistiger Schritt“, ruft

7. November  
1916

81. Oktober  
1916

12. Dezember  
1916

18. Dezember  
1916  
1862—1932  
18. Dezember  
1916

der italienische Außenminister Sonnino den Abgeordneten zu. „Preußischer Militärdespotismus“, zetert der britische Ministerpräsident Lloyd George. „Das Ziel“, brüllt der russische Minister des Äußeren Polkowitsch, „das uns allen am Herzen liegt, die Vernichtung des Feindes.“

16. Dezember  
1916

Die Presse der Entente rast wie eine Horde losgelassener Kettenhunde. Die „Alliance Israélite Universelle“ in Paris arbeitet mit Hochdruck. Der Großorient Paris der französischen Freimaurerlogen beschwört den früheren Großmeister Nathan des Großorientes Rom, allen Einfluß der dortigen Logen auszubieten, um der italienischen Regierung den Rücken zu steifen!

18. Dezember  
1916

Präsident Wilson ist verschnupft, daß ihm Deutschland mit dem Friedensaufruf zuvorgekommen ist. Er habe die Mittelmächte gewarnt, ihrerseits vom Frieden zu sprechen, da die Feinde dies als Zeichen von Schwäche ansehen würden — was wahrscheinlich richtig war. Nun zieht auch er sein Pferd aus dem Stall und sendet seine längst fertige Note — 6 Tage nach der deutschen — an die kriegerische Welt in Waffen.

„Die konkreten Ziele, für die der Kampf geführt wird, sind niemals endgültig festgestellt worden“, heißt es darin, „aber, in allgemeinen Ausdrücken gehalten, scheinen sie die gleichen auf beiden Seiten. Bis her haben die verantwortlichen Wortführer auf beiden Seiten noch kein einziges Mal die genauen Ziele angegeben, die, wenn sie erreicht würden, sie und ihre Völker so zufriedenstellen würden, daß der Krieg nun auch wirklich zu Ende gesuchten wäre. Vielleicht ist der Friede näher, als wir glauben. Vielleicht sind die Bedingungen, auf denen die beiden kriegsführenden Parteien es für nötig halten zu bestehen, nicht so unvereinbar, wie manche fürchten.“

Die Welt hört die Wilsonschen Worte — dies seltsame Gemisch professoraler und, was Europa anlangt, wirklicher Weltfremdheit mit gewollter Unklarheit eines doch wieder streng doktrinären Denkens. Die Welt atmet auf. Die Welt hält den Atem an: Was wird die Entente antworten?

„Wall Street [das New Yorker Bankenviertel] fürchtet nichts mehr, als daß Frieden ausbrechen könnte!“ lautet ein zynisches Schlagwort in den Vereinigten Staaten. Jetzt stürzen an der New Yorker Börse die Kurse der Kriegsindustrie jäh in blinder Panik! Der Friede droht!

20. Dezember  
1916

Wall Street kann sich beruhigen. Antwort der Entente auf Deutschlands Friedensangebot: Der Krieg sei gewollt, hervorgerufen und verwirklicht durch Deutschland und Österreich-Ungarn. Deutschland weiche listig der Sühne aus! Die alliierten Regierungen lehnen ab, sich mit einem Vorschlag ohne Aufrichtigkeit und Bedeutung zu befassen!

Noch hat die Entente die Möglichkeit, Wilsons Vermittlungsnote anzunehmen und wenigstens anzuhören, was Deutschland und seine Verbündeten zu sagen haben!

Kein!

Präsident Wilson erhält von den Alliierten geradezu eine moralische Ohrfeige!

In der freundlichsten, aber klarsten Weise raten sie ihm, „selbst den blassen Anschein einer auch nur moralischen Unterstüzung der verantwortlichen Urheber des Krieges zu vermeiden“! Unmöglich vorläufig eine Sühne „für die völkerrechtswidrige und grausame Kriegsführung der Mittelmächte, die zu einem ständigen Hohn auf Menschlichkeit und Zivilisation geworden“.

10. Januar  
1917

Das schreiben die Mordbrenner in Ostpreußen, die Kinderwürger der Hungerblockade, die Sklavenvögte betrunkenen Negermassen in der Schlacht!

„Schallender“, schreibt Helfferich, „konnte die Friedenstür nicht zugeworfen werden!“

Dreimal klang in diesem Jahr — von dem Haupt der katholischen Christenheit — von dem Kaiser des Deutschen Reiches — von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten — der Entente der Ruf nach Versöhnung entgegen. Die Antwort ist einmal Schweigen. Einmal Haß. Einmal Hohn.

1916

Nein: die Antwort fällt immer im Sinne des alten Römers aus: Ceterum censeo, Germaniam esse delendam! Deutschland muß vernichtet werden!

Dieser Wille wird durch die grundsätzliche Ablehnung aller Friedensangebote zur geschichtlichen Wahrheit! All das Blut, das von jetzt ab vergossen wird, kommt über die, die — selbst meist fern vom Schuß — Europa weiterhin zum Selbstmord zwingen. Unsere Feinde wollen, daß das Morden weitergeht. Über ihr Haupt allein die Schuld!

46

### Rebenkriegsschauplätze

Um die Jahreswende kreiste über dem Kilimandjaro-Gebiet in Deutsch-Ostafrika einer der ersten britischen Bombenflieger, wurde beschossen und stürzte ab.

27. Januar  
1918

„Die Engländer“, schreibt der Kommandeur der deutschen Schütztruppe v. Lettow, „hatten den Eingeborenen mitteilen lassen, daß dies Flugzeug ein neuer „Munzu“ [Gott] wäre. Dadurch, daß dieser neue Munzu nun aber abgeschossen und von uns erbeutet wurde, trug er eher zur Hebung des deutschen Ansehens bei!“

Die Heldentruppe von Deutsch-Ostafrika stand, 4000 Gewehre stark, auf dem fast uneinnehmbar aus der Hochsteppe ragenden Oldoroberg, zu dessen in den Fels gehauenen Verschanzungen das Wasser täglich auf Eselkarren gefahren werden mußte.

hier erwartete sie den Angriff einer 30fachen Übermacht aus allen Ecken der Erde. — Von allen Seiten zog es heran: Buren unter ihrem Landsmann, dem General Jan Christian Smuts, der schon damals als großer Deutschenhasser erwies, von vielen Buren aber als Renegat und Verräter betrachtet wurde. Indische Ulanen als Vortrab der Briten und der belgischen Kongotruppen, mit Hunderten von Automobilen, von Norden und Osten. Weiße Portugiesenscharen später über die Südgrenze. Braune Krieger aus Belutschistan, die aus den Schüngengräben Flanderns kamen.

Regimenter später von der Goldküste, aus Jamaika, aus Nigerien und Rhodesien, südafrikanische Mischlinge, indische Scharfschützen — das alles flutet zu Zehntausenden heran und zerschellt an dem Häuflein von ein paar 1000 Deutschen und Astaris, denen zum Glück ein zweiter deutscher Blockadebrecher Geschütze, Munition und Eiserne Kreuze aus der Heimat gebracht hat.

Es ist auch für den Militär fast unbegreiflich: aber am Ende des Jahres steht die deutsche Schutztruppe, nach unzähligen Buschgefechten und Wärtschen kreuz und quer nach Süden, bei Ribata nahe dem Meer ungeschlagen in der deutschen Kolonie! Der Gegner ist, nach ungeheuren Verlusten durch Blei und Fieber, namentlich auch an Weizen, am Ende seiner Kräfte. General Smuts sieht seine Expedition gescheitert.

Ungebrochen die deutsche Kampfkraft in diesen Wildnistämpfen. Nachts trotten Löwen durch das Lager. „Bei dem allgemeinen Bedürfnis nach Fett“, berichtet v. Lettow, „wurde die Flusspferdjagd eine Lebensfrage. Auch der Elefant wurde jetzt mit anderen Augen angesehen als früher. Während der Elefantjäger sonst Länge und Gewicht der Zähne abschätzte, ehe er seinen Schuß abgab, drängte sich jetzt die Frage in den Vordergrund: Wieviel Fett wird das Tier liefern?“

1916 Zu Weihnachten war Deutsch-Ostafrika im dritten Kriegsjahr noch deutsch!

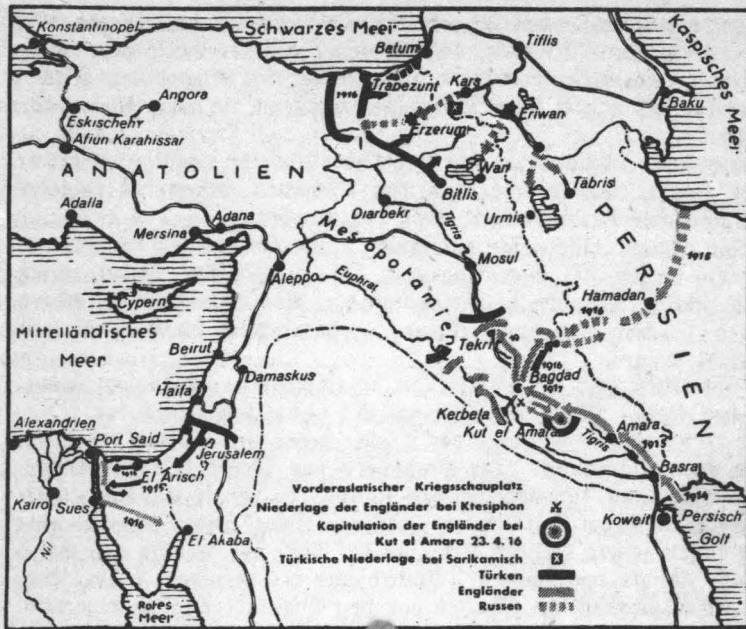
„Zu jener Zeit“, erzählt v. Lettow, „erhielt ich eines Tages ein persönliches Schreiben des britischen Oberbefehlshabers, General Smuts, in welchem er mir die Verleihung des Ordens Pour le mérite mitteilte und die Hoffnung aussprach, daß sein herzlicher Glückwunsch mir nicht unangenehm sein würde.“

Die Nebenkriegsschauplätze sonst auf der Welt im Laufe des Jahres? Kämpfe im Raum Kasus und in Armenien. Man wird nie genau feststellen können, was in dem unwegsamen wilden Gebirgsland geschah, auf dessen Geröllpfaden in Ermangelung von Tragtieren Weiber und Kinder, oft den Strapazen erliegend den Türken Brot und Patronen nachschleppten. Es scheint, daß sich auf beiden Seiten nur noch durch Seuchen und Fahnenflucht ausgemergelte Gerippe von Truppenkörpern umkrallten. Sieger die Russen. Sie eroberten Erzerum, Trapezunt, den größten Teil Armeniens.

geb. 1870

1916/1917

1916



Wichtiger die Kampfhandlungen in Mesopotamien. Dort führt Marschall Freiherr von der Goltz wider die britischen Heere.

„Er steht im 72. Lebensjahr, hat noch Tatkraft wie ein junger Mann“, schildert ihn vom Anfang des Krieges her Sven Hedin, „und fühlt sich im Felde so recht in seinem Element. Kräftig gebaut und stämmig, ist er klein von Gestalt, hat freundliche und lustig blinzelnde Augen hinter einer Brille und erinnert mehr an einen Professor als an einen General.“

„Ein Offizier“, fährt Sven Hedin fort, „sagte: „Wir wundern uns, daß er noch lebt. Er setzt sich den schlimmsten Gefahren aus. Neulich flog eine Granate einige Meter über seinem Kopf weg, und er lächelte nur!“ Ein anderer Offizier warf ein: „Ja – er scheint an der Gefahr sein Vergnügen zu haben. Man möchte fast glauben, daß er den Tod sucht. Das wäre ein schöner Abschluß eines glänzenden Lebenslaufs. Aber die Kugeln weichen ihm aus!“

Und in der Tat: der alte Held stirbt den Strohtod. Die Engländer sind, vor den Toren Bagdads im Vorjahr geschlagen, den Tigris abwärts bis zur Festung Kut el Amara zurückgewichen und dort von den Türken eingeschlossen. Umsonst kommen in Eilmärschen Russen zum Entsalz – quer durch das neutrale Persien. (Von einem „Unrecht an Persien“, wie von Bethmanns „Unrecht an Belgien“ spricht bei den Gegnern niemand!) Der britische General Charles Townshend ergab sich mit 20 000 Mann. Ein „Irak-

23. November  
1915

1861–1924

29. April 1918 Detachement" der deutschen Kriegsmarine half auf dem Tigris mit zu dem großen Türkensieg, den Marschall von der Gölz nicht mehr erlebte. Er starb gerade 10 Tage vorher in Bagdad am Flecktyphus, den er sich beim Besuch Verwundeter im Lazarett geholt hatte.

19. April 1916 Eine böse Schlappe für die Engländer und ihr Prestige in Asien, dies Kut el Amara, aber von den Osmanen wegen der elenden rückwärtigen Verbindungen nicht auszuhalten.

Die Briten rissen sich zusammen. In den folgenden Kriegsjahren hatten sie, nach Churchill, bis zu 270 000 Mann weiße und indische Truppen in Mesopotamien. Vor Ablauf eines Jahres saßen sie mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit schon wieder in Kut el Amara.

27. Februar 1917

Kleinkrieg nur in Arabien. Galoppieren. Geknalle. Englisches Gold. Kleinkrieg bis nach Syrien und gegen den Euphrat. Lichter Aufstand der Araber gegen den Sultan der Türken aus Tatarenblut. Der Großscherif von Mekka, der Nachkomme des Propheten, kümmert sich den Rückuck um den in Stambul vom Scheich ul Islam verkündeten "heiligen Krieg" wider die Entente. Er führte seinen heiligen Krieg an der Seite des Königs von England, Kaisers von Indien, "Verteidigers des Glaubens". Die kriegerischen Großscheids erhalten von den Engländern Flugzeuge und Automobile. Der Groß Mohammeds, Husseini bin Ali, verkündet die Unabhängigkeit Arabiens und erklärt sich zum König des Hedschas. Trotzdem behaupten sich osmanische Streitkräfte zäh und dauernd bei Medina und dort längs der heiligen Hedschabsbahn vom Roten Meer nach Damaskus.

14. November 1915

Über El Kantara, "die Brücke" des Suezkanals, flutet, wie seit Jahrtausenden, seit Moses Zeiten, der Völkerverkehr zwischen Asien und Afrika. Wer das Innere der Sahara kennt, sieht sich gleich östlich des Suezkanals in deren Wüste endloser, schwefelgelber Dünen versezt. In dieser Wildnis, ohne einen Halm für die Pferde, ohne Brackwasser für die Kamele, nachgebenden Flugsand unter den Rädern der Geschüge, scheitert auf der Sinaihalbinsel der 2. große Vorstoß der Türkei gegen den Suezkanal. Mensch und Tier waten halb verdurstet und verhungert durch die Streusandbüchse nach dem Süden Palästinas zurück.

1916

Ihnen folgen spähend nicht nur die australischen Rauhreiter, die aus ihrer Heimat an wasserlose Steppen gewöhnt sind, sondern etwas viel Gefährlicheres: 2 nicht endende schwarze Schlangen fressen sich von Port Said längs des Meeres in der Richtung nach Jaffa weiter und immer weiter durch die Wüsteneinsamkeit. 2 stählerne Schlangen, die auf ihren Schwellen die große Kriegsentscheidung in Vorderasien tragen. Die Briten bauen eine Bahn und daneben eine Wasserleitung, trog Samum, Sonne,

Sandhofen. Ziel: Jerusalem. Und was hinter Jerusalem kommt . . . .

Und schattenhaft, fast noch unsichtbar, öffnen sich da die beiden Flügel einer Riesenzange über Länder und Meere, die, gespenstig wachsend, im Osten seinerzeit das Kriegsende herbeiführen wird. Ihr Hebel hier, der die Türkei wie eine Rüff zerknicken will, heißt Palästina, ihr Hebel dort, der Bulgarien von den Mittelmächten abzwicken soll, heißt der Balkan.

Der Balkan. In Vorkriegszeit für Deutschland nun einmal das Operettenland der Flöhe, Hammeldiebe, Lustigen Witwen. Zur vollen Erkenntnis seiner Bedeutung rang sich die Falkenhaynsche Heeresleitung auch im Krieg nicht durch. Sonst hätte sie es nicht geduldet, daß sich die Alliierten, nach dem Scheitern des Gallipoli-unternehmens, völkerrechtswidrig in Saloniki festsetzten.

Und nun allmählich ihre über Südosteuropa kлаsternden Kriegspläne in Maze donie n enthüllt! An der Spitze eines bunt-schöpfigen, eine Viertelmillion starken Heerbannes, in dem auch neu gesammelte Serbenreste mitmarschieren, dringt der französisch General Maurice Sarrail tief in das weg-, wasser-, waldlose, wilde Gebirgsland ein, überflutet den „Schwarzen Fluß“, die Cerna, wirft die Bulgaren aus dem von ihnen im Vorjahr besetzten Monastir und erschüttert ihre weichende Front.

Prächtige deutsche Jäger, sonstige ausgesuchte deutsche Truppen, die eigentlich bitter nötig zur Bestrafung Rumäniens gebraucht werden, müssen eilends helfen. Die Kämpfe kommen zum Stehen.

Auch Griechen fechten jetzt da mit. Die Entente hat, in einem ihrer üblichen Völkerrechtsbrüche, die nur Deutschland nicht gestattet sind, die Hauptstadt Athen, ihren Hafen Piräus und die Eisenbahnen des neutralen Griechenland besetzt. Der Postgänger der Entente, der kretische Rechtsanwalt und Politiker Eleutherios Venizelos, führt ihr seine bewaffneten Landeskinder zu. König Konstantin der Hellenen ist gegen den Usurpator in Saloniki machtlos. Seine Armee offiziell abgerüstet. Eine Division, die sich für neutral erklärt, nach Deutschland abgeführt.

Vorläufig nur ein Zwischenspiel in dem großen Krieg, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“! Aber in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Mitte August  
1918

1858—1929  
4. Dezember  
1915  
18. Oktober  
1918

Ende November bis Ende Dezember 1918

geb. 1864